1,30 DM / Band 30
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Hexentanz





Hexentanz

John Sinclair Nr. 30

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 30.01.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Hexentanz

Niemand wußte, warum das alles passierte. Die Hexen entfesselten Feuersbrünste, ließen Gasleitungen platzen, zerstörten Wasserrohre. Eine Hiobsbotschaft löste die andere ab. Panik und Hysterie griffen um sich. Jeder in der Stadt wußte, daß der Teufel los war. Die Menschen glaubten, das Ende der Welt stünde bevor. Sie eilten in die Kirchen und beteten für ihr Seelenheil. Doch ein Name lastete in der Luft und war nicht zu überhören: Oxoran. Der Meister der Schwarzen Magie. Er rief seine Anhänger zum Hexentanz…

»Es war eine wunderschöne Party«, sagte Derek Shapiro. »Vielen Dank für die Einladung.«

Hank Hammer, ein betuchter Grundstücksmakler – erst achtundzwanzig Jahre alt und der begehrteste Junggeselle von Montreal –, winkte ab. »Ich bitte dich, Derek. Hab' ich schon mal eine Fete gegeben, zu der ich dich nicht eingeladen habe?«

Sie standen vor Hammers Villa. Cora Finley, Shapiros Verlobte, rieb sich leicht fröstelnd die nackten Arme. Sie trug ein weißes Seidenkleid mit sehenswertem Ausschnitt.

Ihre Augen waren dunkel, und wenn sie einen Mann damit ansah, ging ihm ihr Blick unweigerlich durch und durch. Sie war blond, hochgewachsen und schlank. Eine bildhübsche Frau.

Derek Shapiro war stolz auf sie. Seit er sie kannte, verging kein Wochenende, an dem er mit Cora nicht im Freundeskreis protzte.

Die beiden jungen Leute waren bis über beide Ohren ineinander verliebt. Erst vor vier Wochen hatten sie sich verlobt.

»Cora friert schon«, sagte Shapiro zu seinem Freund. »Wir müssen gehen.«

»Kommt gut heim«, sagte Hank Hammer.

»Wir werden uns die größte Mühe geben«, erwiderte Shapiro. Er holte seinen Wagenschlüssel aus der Hosentasche.

Cora Finleys Hand schoß vor. Sie schnappte sich den Schlüssel und sagte: »Kommt nicht in Frage, daß du fährst, Derek. Du hast viel zuviel getrunken.«

Shapiro kniff ein Auge zu und sagte zu Hammer. »Ist es nicht süß, wie besorgt sie um mich ist?«

»Sie hat schon recht«, meinte Hammer. »Es ist vernünftiger, wenn du Cora das Steuer überlässt.«

Shapiro lachte. Er hob die Hände, als wollte er sich ergeben und rief: »Okay, okay. Ich gebe mich geschlagen.«

Er ging mit Cora zu seinem nussbraunen Cadillac. Das Mädchen schloß auf und setzte sich ans Steuer. Hammer stand noch in der Tür. Erst als der Cadillac abfuhr, kehrte Hank Hammer in sein Haus zurück, um sich den hartnäckigeren Gästen zu widmen, die der fortgeschrittenen Nacht immer noch trotzten.

Schon nach kurzer Fahrt wurde Cora Finley plötzlich todernst.

Shapiro fiel das auf. Der junge brünette Bursche mit den wasserhellen Augen blickte seine Verlobte von der Seite her beunruhigt an. »Sag mal, hast du was?« fragte er.

»Nein, was soll ich haben?«

»Ich weiß nicht. Du siehst auf einmal aus, als wolltest du mich fressen.«

»Unsinn.«

»Wirklich, Cora. Du hast doch nicht etwa vor, mir jetzt eine Szene zu

machen, oder? Ich hab' mich beim Trinken zurückgehalten, ehrlich. Ich weiß, du magst es nicht, wenn ich mich vollaufen lasse.«

»Das ist schon okay, Derek«, sagte das Mädchen mit rauer Stimme.

»Was ist dann aber der Grund für dieses Gesicht, Darling?« bohrte Shapiro weiter. »Fühlst du dich nicht wohl?«

»Ich fühle mich ausgezeichnet.«

»Dann lach doch mal.«

»Kann ich nicht.«

»Und wieso nicht?«

»Mir ist etwas eingefallen. Ich muß immerzu daran denken.«

»Woran?« wollte Shapiro wissen.

Sie rasten die Serpentinen zum Mont Royal Park hinauf. Coras Fahrstil war aggressiv geworden. Sonst fuhr sie defensiv, immer auf Sicherheit bedacht. Diese neue Risikofreudigkeit des Mädchens gefiel Shapiro nicht.

Er war sich nicht sicher, ob Cora den Wagen auch in einer kritischen Situation beherrschen würde.

Es warf ihn in den Kurven hin und her.

»Cora, fahr nicht so wild!« rief Shapiro erschrocken. »Und sag mir endlich, woran du immerzu denken mußt.«

»An Oxoran«, sagte das Mädchen mit einer Stimme, die dem jungen Mann seltsam fremd vorkam.

»Oxoran?« fragte er verwirrt. »Was soll das sein? Ein Edelstein? Eine Stadt? Ein Land? Ein Mensch?«

Cora Finley antwortete ihm nicht darauf. Sie zog den Cadillac in die letzte Kehre. Dann hatten sie den höchsten Punkt des Passes erreicht. Die Straße sank vor ihnen nach unten.

Die Scheinwerfer bohrten sich in die finstere Nacht. Der Mond war fast voll, und Cora blickte ihn beinahe ehrfürchtig an. Shapiro war beunruhigt.

Irgend etwas stimmte mit seiner Freundin nicht. Sie war wie ausgewechselt. Er hatte das Gefühl, eine völlig Fremde würde neben ihm sitzen. Ihr Blick wurde glasig.

Es sah aus, als wäre sie in Trance gefallen. Ihr Atem ging schneller. Ihr Busen hob und senkte sich rasch. Sie war aufgeregt.

»Mein Gott, Cora, was hast du nur?« drängte Shapiro.

Er schien für das Mädchen nicht mehr zu existieren. Ein rätselhaftes Lächeln huschte über ihre glatten Züge.

Sie nickte, als hätte jemand mit ihr gesprochen. Nicht Shapiro. Jemand anders.

Cora fing zu murmeln an. Shapiro dachte, sie würde Selbstgespräche führen. »Ja, Oxoran«, sagte sie leise. »Ja, ich habe deine Botschaft erhalten. Ich freue mich auf dich. Die lange Zeit des Wartens ist vorbei. Wir werden uns wiedersehen.« Coras Stimme schwoll an. Sie

redete immer lauter.
»Cora, was soll das?« fragte Shapiro ärgerlich. »Was hat das alles zu bedeuten? Mit wem redest du denn da? Wer ist Oxoran?«
Cora schenkte ihm weiterhin keine Beachtung.
»Ja, Oxoran«, sagte sie laut und deutlich. »Ja, ich habe verstanden! Ich komme!« Die letzten Worte schrie sie mit großer Freude heraus.
Und dann gab sie Gas!
Shapiro drückte es in die Polster. Er war zwar angegurtet, aber er bekam es mit der Angst zu tun.
»Lieber Himmel, was machst du denn, Cora?« schrie er entsetzt. »Verdammt noch mal, ras doch nicht so! Willst du uns umbringen?«
Cora jagte die abschüssige Straße mit zunehmender Geschwindigkeit hinunter. Ihr Gesicht war verzerrt. Der Ausdruck des Wahnsinns glitzerte in ihren Augen, die weit aufgerissen waren.
»Cora!« brüllte Shapiro.
Der Cadillac schoß im Höllentempo auf die Kurve zu. Wenn nicht ein Wunder geschah, würde bei dieser Geschwindigkeit eine Katastrophe unvermeidbar sein. Es war fast schon zu spät, den Unfall zu verhindern.
»Cora, du rast in den Tod!« schrie Shapiro entsetzt.
Er versuchte, mit dem linken Fuß die Bremse zu erreichen, doch Cora stieß ihn fauchend zurück. »Weg!« kreischte sie. »Weg!«
»Ich beschwöre dich, nimm den Fuß vom Gas!«
»Oxoran, ich komme!« rief das Mädchen voller Vergnügen.
Pfeilschnell schoß der Wagen auf die Kurve zu.
Nun gab es keine Möglichkeit mehr, das Unheil, auf das sich Cora so wahnsinnig freute, zu verhindern.
Der Cadillac erreichte den Scheitelpunkt der Kurve. Derek Shapiro stand der kalte Schweiß auf der Stirn. Er stieß einen verzweifelten Schrei aus, als sein Wagen über den Straßenrand hinausjagte.
Plötzlich war kein Asphalt mehr unter den Rädern. Wie ein wilder Panther sprang das Fahrzeug in die Nacht hinein. Der Motor heulte laut auf, weil den Reifen die Bodenhaftung fehlte.
In hohem Bogen flog das Fahrzeug durch die Luft. Dann senkte sich die Schnauze des Cadillac.
Und gleich darauf erfolgte der mörderische Aufprall…
Glas klirrte. Die Windschutzscheibe zerplatzte. Blech kreischte. Die Wagentüren flogen auf. Der Cadillac überschlug sich mehrmals. Er prallte immer wieder gegen felsige Hindernisse.
Schließlich war es still.
Totenstill!

***

Ach du Schreck, hatte ich eine Nacht hinter mir. Es kommt bei Gott

nicht oft vor, daß ich mehrere Gläser über den Durst trinke, denn ich kenne meine Hochwassermarke und bleibe zumeist darunter.

Aber der vergangene Abend war die große Ausnahme gewesen.

Zehn Jahre hatte ich Bob Morris nicht mehr gesehen, und gestern Abend lief er mir auf dem Picadilly Circus über den Weg. Morris hatte früher zu meinen besten Freunden gezählt. Mann, was hatten wir damals nicht alles auf die Beine gestellt.

Doch dann hatte uns das Leben getrennt. Bob war als Dolmetscher nach Indien gegangen, und ich hatte volle zehn Jahre nichts mehr von ihm gehört.

Man kann sich vorstellen, wie sehr wir uns über dieses unverhoffte Wiedersehen freuten.

Am nächsten Morgen wachte ich mit Kopfschmerzen auf. Ich quälte mich aus dem Bett und schlurfte unter die Dusche. Ohne Frühstück machte ich mich auf den Weg zum Yard.

Als ich das Vorzimmer meines Büros betrat, wünschte mir meine Sekretärin Glenda Perkins einen schönen Morgen. Sie hatte noch nie eine so laute und unangenehm schrille Stimme gehabt.

Ich nickte nur und wollte mich in mein Büro schleichen, aber da eröffnete mir das hübsche, schwarzhaarige Girl, daß mein Chef, Superintendent Powell, mich sofort sprechen wollte.

Ich klopfte und trat ein. Powell blickte mich durch seine dicken Brillengläser prüfend an. »Sie sind nicht in Topform, wie?«

»Eine vorübergehende Unpässlichkeit, Sir.«

»Wirklich nichts Ernsthaftes?« fragte mich Powell besorgt. Er brauchte mich. Denn er behauptete stets, ich wäre sein bester Mann.

»Spätestens morgen bin ich wieder ganz oben, Sir«, versicherte ich dem Superintendent.

Er wies auf eines der Telefone, die auf seinem klobigen Schreibtisch standen. Während er sich Sprudelwasser in sein Glas goss, sagte er: »Ich habe vor etwa einer Stunde einen Anruf aus Montreal entgegengenommen, John…«

Ich wartete mit fragendem Blick auf die Fortsetzung von Powells Rede.

»Ein Anruf aus Montreal?«

»Inspektor Tarum wollte mit Ihnen sprechen«, fuhr Superintendent Powell fort. »Er kommt bei einem Fall in den Ermittlungen nicht weiter und bittet uns um Unterstützung. Ich bat den Inspektor, sich die Einzelheiten für Sie aufzuheben, und versprach ihm, Sie würden ihn gleich nach Ihrem Eintreffen zurückrufen.«

Ich nickte und erhob mich in Zeitlupe.

»Sollte es tatsächlich ein Fall für Sie sein, John, unterrichten Sie mich bitte.«

»In Ordnung, Sir«, erwiderte ich.

Er entließ mich mit einem wohlwollenden Kopfnicken. Ich bat Glenda Perkins, für mich die Verbindung mit Inspektor Waldo Tarum herzustellen. Ich hatte den Kollegen vor Jahren bei einem Polizeifest kennen gelernt.

Fünf Minuten später hatte ich den Mann an der Strippe. Die Hektik tat mir gut. Sie ließ mich meine Beschwerden vergessen.

»Hallo, Waldo, du alter Gangsterschreck!« rief ich lachend. »Wie geht's denn so?«

»Gestern ging's noch«, gab Waldo aufgekratzt zurück.

»Was kann ich für dich tun?«

»Ich bin da an einen Fall geraten, der mir reichlich seltsam vorkommt. Ich wäre dir sehr dankbar, wenn du dich da einschalten würdest, Geisterjäger. Ich bin mit meinem Latein am Ende.«

»Das wollen wir doch nicht, oder?«

»Du sagst es, John.«

»Dann laß endlich die schwarze Katze aus dem Sack, Freund.«

»Die Geschichte hat anfangs wie ein gewöhnlicher Autounfall ausgesehen: Ein Mädchen und ein junger Mann – verlobt – auf dem Heimweg von einer Party. Er war leicht angeheitert. Bei ihr konnte der Arzt nur wenig Alkohol im Blut feststellen. Sie fing plötzlich auf einer abfallenden Straße zu rasen an, redete angeblich mit sich selbst und raste mit Vollgas aus der Kurve. Der Wagen überschlug sich mehrmals – und das war's dann…«

»Wie ist der Name des Mädchens?« erkundigte ich mich.

»Cora Finley. Ihr Verlobter heißt Derek Shapiro.«

»Er lebt?«

»Ja, der Gurt hat ihm das Leben gerettet. Außer ein paar Knochenbrüchen hat er nichts abgekriegt. Aber der Schock macht ihm schwer zu schaffen. Er kann immer noch nicht begreifen, wieso seine Verlobte in den Tod gerast ist. Ganz bewußt soll sie es getan haben. Shapiro glaubt, sie habe sich mit jemandem unterhalten.«

»Mit wem?« fiel ich Waldo Tarum ins Wort.

»Mit Oxoran…«

»Oxoran?«

»Ich habe unseren Polizeicomputer zu Rate gezogen. Oxoran war vor etwa zwanzig Jahren ein stadtbekannter Gangster. Er hat seine Mitmenschen gequält. Kein Verbrechen war ihm zu schmutzig. Die Polizei hatte jedoch keine Handhabe gegen ihn, konnte ihn nicht einsperren. Eines Tages verschwand er spurlos von der Bildfläche. Einfach so.«

Ich hörte, wie der Inspektor mit dem Finger schnippte.

»Und weiter?« fragte ich.

»Ich habe die alten Unterlagen studiert. Man könnte meinen, dieser Oxoran wäre mit dem Bösen im Bunde gewesen«, sagte Waldo.

Ich versprach dem Kollegen, so schnell wie möglich nach Montreal zu kommen.

***

Die Rogans waren eine der zehn reichsten Familien von Montreal. Eisen und Stahl. Was auch immer gebaut wurde, in neun von zehn Fällen wurde dafür Rogan – Material verwendet.

Murray Rogan war ein grauhaariger Endfünfziger, ein sportlicher Typ, der es beim Tennis heute noch mit so manchem jungen Gegner aufnahm.

Er lebte mit seiner Frau Amanda seit zwanzig Jahren in vorbildlicher Ehe zusammen. Es hatte in dieser Zeit niemals andere Frauen für ihn gegeben, und es hatte in dieser einmaligen Ehe auch kaum mal eine nennenswerte Krise gegeben.

Amanda war eine gute, aufmerksame Gattin, vornehm, aus gutem Hause, verständnisvoll und einsichtig.

Sie hatte Murray Rogan vor neunzehn Jahren ein Mädchen geboren: Ann.

›Ich werde ihr den Himmel auf Erden bescheren‹, hatte er seiner Frau versprochen.

Murray Rogan wollte Anns zwanzigsten Geburtstag in ganz großem Stil feiern. Er saß mit seiner Frau auf der Terrasse vor seinem Haus und überlegte sich, wie und womit er seiner Tochter die größte Freude bereiten konnte.

»Zwanzig«, sagte er lächelnd. »Ein wundervolles Alter, nicht wahr, Amanda?«

»Du solltest sie nicht so sehr mit Geschenken überhäufen, Murray«, sagte Amanda Rogan.

»Ich liebe meine Tochter«, verteidigte sich Rogan.

»Ich fürchte, du verdirbst das Kind mit den vielen Geschenken.«

»Unsinn, Amanda. Es ist ein gutes Kind.« Rogan lachte. »Wenn sie die Stute bekäme, würde sie sich riesig freuen.«

Die Sonne ging im Westen langsam unter.

Murray Rogan wandte sich um. »Wo ist Ann eigentlich?«

»Wahrscheinlich ist sie auf ihr Zimmer gegangen. Ich hatte vorhin den Eindruck, sie würde sich nicht ganz wohl fühlen.«

Rogan blickte seine Frau besorgt an. »Warum hast du mir nichts davon gesagt?«

»Ich hielt es nicht für wichtig. Wir Frauen haben eben manchmal Tage…«

»Ach so«, sagte Rogan und zündete sich eine dicke Zigarre an. Er hatte verstanden, was seine Frau angedeutet hatte.

Plötzlich irritierte ihn eine Bewegung. Oben auf dem Dach war soeben eine helle Gestalt aufgetaucht.

Murray Rogan hob den Kopf.

In derselben Sekunde krampfte sich sein Herz zusammen. Er traute seinen Augen nicht. Mit einem heiseren Aufschrei sprang er auf. Die Zigarre fiel auf den Natursteinboden. Rogan achtete nicht darauf.

»Mein Gott, was macht sie?« stieß Murray Rogan entsetzt hervor.

Amanda blickte nun ebenfalls mit schreckgeweiteten Augen zum Dach hinauf. Ganz vorne am Rand stand ein schlankes Mädchen. Sie trug ein helles Kleid. Ihr Gesicht war bleich. Der Blick war in eine endlose Ferne gerichtet.

Ihre Lippen bewegten sich kaum, als sie flüsterte: »Oxoran… Endlich gibt es ein Wiedersehen…«

Amanda Rogan erhob sich. Ihr Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen. Sie hatte große Angst um ihr Kind.

»Amanda«, keuchte Murray Rogan verstört. »Kannst du mir erklären, was sie da macht?«

Amanda konnte nicht sprechen. Sie schüttelte benommen den Kopf.

»Ann!« rief Murray Rogan seine Tochter. »Ann, um Himmels willen, was hast du vor?«

»Sie… sie hört dich nicht«, krächzte Amanda, als sie endlich ihre Stimme wiedergefunden hatte. »Das arme Kind. Es ist total geistesabwesend.«

»Sie spricht… Kannst du hören, was sie sagt?«

»Nein«, antwortete Amanda.

»Das Kind wird sich doch nichts antun!« ächzte Murray Rogan. Er schrie nach dem Hauspersonal.

Der Butler kam. Ein drahtiger Mann mit langem Gesicht und eingefallenen Wangen.

»James!« rief Murray Rogan, außer sich vor Angst um seine Tochter. »James, ich bitte Sie, holen Sie Ann von dort herunter!«

»Ja, Sir!« erwiderte der Butler hastig und rannte ins Haus. Die Köchin und der Chauffeur erschienen auf der Terrasse.

»Sieht aus, als wolle sie runterspringen«, sagte der Chauffeur entsetzt.

Amanda erlitt einen Schwächeanfall. Sie mußte sich auf den Tisch stützen. Ihre Knie wurden weich. Sie bebte. Ihre Miene wirkte wie aus weißem Marmor gemeißelt.

»O-x-o-r-a-n!« rief Ann mit schriller Stimme.

»Was war das?« fragte Murray Rogan nervös. »Was sagte sie eben?«

»Oxoran«, wiederholte die Köchin. Niemand wußte mit diesem Namen etwas anzufangen.

»Ann, ich beschwöre dich, geh zurück!« rief Rogan eindringlich. Er rang die Hände. »Ann, tu deiner Mutter und mir das nicht an. Wir lieben dich. Es kann doch keinen Grund für dich geben, auf diese furchtbare Weise aus dem Leben zu scheiden! Wenn dich etwas bedrückt, kannst du offen mit uns darüber reden. Es gibt kein

Problem, das ich für dich nicht regeln könnte. Glaub mir, Ann, es ist nichts so wichtig, daß man sich deswegen das Leben nehmen müßte!«

Ann beachtete ihren Vater nicht. Sie schien auch ihre Mutter und das Personal nicht zu sehen.

Mit einem tiefen Seufzer breitete sie die Arme aus. Der Wind spielte mit ihrem dunklen Haar.

Er bauschte ihr Kleid. Sie schwankte, als wäre sie betrunken.

»Oxoran, ich komme!« rief Ann. Alle, die auf der Terrasse standen, konnten es hören.

»Mein Gott, sie wird springen!« stieß Amanda Rogan entsetzt hervor.

»Sie darf nicht, darf nicht… sie darf das nicht tun!« schrie Murray Rogan verzweifelt. »Herrgott noch mal, wo bleibt denn nur James so lange? Er müßte doch längst auf dem Dach sein!«

James tauchte in diesem Augenblick aus der Dachluke auf. Er schlüpfte hinaus und ging gebückt über das schräge Dach.

Ann schien ihn noch nicht bemerkt zu haben. Sie blickte gelassen in die Tiefe. Sie fühlte sich davon angezogen.

»Es wird ein Wiedersehen geben!« rief das Mädchen. »Mit Oxoran!« Es klang begeistert. Ann lachte.

»James, lassen Sie sie um Himmels willen nicht springen!« schrie Murray Rogan.

»Matratzen«, keuchte Amanda. »Vielleicht sollten wir Matratzen auslegen… für den Fall, daß James es nicht schafft…«

Die Frau rannte ins Haus. Der Chauffeur und die Köchin folgten ihr, um ihr zu helfen. Murray Rogan stand wie angewurzelt da. Er konnte nicht begreifen, was er mit ansehen mußte.

Ann wollte Selbstmord begehen. Und sie schien es bei vollem Bewusstsein zu tun. Wie war so etwas Irrsinniges nur möglich?

James näherte sich dem Mädchen mit angespannter Miene. Er schwitzte. Er liebte das Mädchen genauso wie alle ändern im Haus. Er kannte sie, seit sie auf der Welt war.

Für ihn, der selbst keine Kinder hatte, war sie beinahe eine Tochter. Er hatte früher oft mit ihr gespielt, gescherzt und gelacht.

Dieses Mädchen durfte sich nicht in den Tod stürzen.

»Miss Ann!« stieß der Butler heiser hervor. Als sie sechzehn geworden war, hatte er aufgehört, sie zu duzen. »Miss Ann, Sie dürfen nicht springen. Ihr Vater hat recht. Es gibt nichts, dessentwegen Sie sich das Leben nehmen müßten. Nehmen Sie bitte Vernunft an. Bitte! Wir alle wollen Sie nicht verlieren. Wir mögen Sie sehr. Wir hängen an Ihnen!«

Schritt um Schritt tastete sich der Butler näher an das Mädchen heran.

Ann beachtete ihn nicht. Er war für sie nicht vorhanden. James' Herz schlug wild gegen die Rippen. Er grub seine Zähne in die Unterlippe

und streckte vorsichtig die Arme nach dem Mädchen aus.

Der Himmel mußte ihm noch ein paar Sekunden schenken, dann konnte er es schaffen. Zwei Meter war er von Ann noch entfernt. Sollte er sie bei den Schultern packen und zurückreißen? Oder sollte er seine Arme um ihre Mitte schlingen?

Er lief Gefahr, daß sie ihn mit in den Tod riß, doch daran dachte der Butler nicht. Er war bereit, für dieses Mädchen alles zu tun. Wirklich alles.

Kein Wagnis war ihm zu hoch.

Ann schwankte immer stärker. »Oxoran, ich liebe dich!« kreischte sie. Ihre Stimme hatte sich verändert. Sie hatte einen gemeinen, ordinären Klang angenommen.

Ein Meter nur noch…

James atmete heftig. Er glaubte, das Mädchen noch retten zu können. Sie schien nicht Herr ihrer Sinne zu sein. Ihr Geist war verwirrt.

Wichtig war jetzt nur, daß es ihr nicht gelang, in die Tiefe zu springen. Der Butler machte den letzten Schritt. In dem Augenblick, als seine Arme vorschnellten, ließ sich das Mädchen fallen.

Ann kippte wie eine Schaufensterpuppe über den Rand des Daches.

»Neiiin!« schrie ihr entsetzter Vater, der den Todessturz mit ansehen mußte.

James blickte dem fallenden Mädchen aus geweiteten Augen nach.

Amanda Rogan, der Chauffeur und die Köchin schleppten gerade Matratzen aus dem Haus. Zu spät. Ann stürzte vor ihren Füßen zu Boden und war auf der Stelle tot.

Ein rätselhaftes Lächeln blieb auf ihrem erstarrten Gesicht…

***

Ich schlug mit der Faust an die Tür. Suko, mein Freund und Kampfgefährte, öffnete sofort. Der hünenhafte Chinese war ein ebenso erklärter Feind aller Dämonen wie ich.

Es war für jeden angeraten, sich vor seinen mächtigen Karatefäusten in acht zu nehmen. Normalerweise war Suko äußerst gutmütig. Ihn konnte so schnell niemand aus der Fassung bringen, aber wenn es einem gelang, war er nur zu bedauern.

Wir wohnten nebeneinander im selben Apartment-Hochhaus, deshalb fragte mich Suko: »Was kann ich für dich tun, Nachbar? Ist dir das Salz oder der Zucker ausgegangen?«

»Weder noch«, erwiderte ich. »Ich wollte nur fragen, ob du mit mir nach Montreal fliegen möchtest.«

Suko strahlte vom Mittelscheitel bis zum Kinn. »Aber immer. Was haben wir in Kanada zu tun, Partner?«

»Das kann ich dir noch nicht ganz genau sagen. Wie lange brauchst du zum Packen?«

»Wenn ich auf die lange Unaussprechliche verzichte, bin ich in zehn Minuten fix und fertig.«

»Also bis dann«, sagte ich und begab mich nach nebenan.

Suko war in acht Minuten startklar. Ich holte meinen Einsatzkoffer aus dem Schrank und öffnete ihn. Da lagen eingebettet in blutrotem Samt eine Eichenbolzen verschießende Luftdruckpistole, die ich bereits einige Male mit Erfolg gegen Vampire eingesetzt hatte, ein geweihter silberner Dolch, dessen Griff die Form eines Kreuzes hatte und mit Symbolen der Weißen Magie versehen war, magische Kreide, eine Gnostische Gemme und – und – und…

Der Koffer war mit einem Sicherheitsschloss versehen.

Machte sich ein Unbefugter daran zu schaffen, strömte aus einer verborgenen Düse ein betäubendes Gas aus.

Auch diese Vorsichtigkeitsmaßnahme hatte sich bereits bestens bewährt.

Wir verließen meine Wohnung. Mein Bentley und Sukos Harley Davidson blieben in der Tiefgarage. Ein Taxi brachte uns zum Airport. Während der Fahrt erzählte ich meinem Freund von Waldo Tarum und dessen Anruf.

Ich war froh, daß der Chinese wieder mit von der Partie war. Er vermittelte mir mit seinen Bärenkräften ein zusätzliches Gefühl der Sicherheit. Außerdem konnte ich mich auf meinen Partner hundertprozentig verlassen.

Er hörte sich die Geschichte von Cora Finley und Derek Shapiro schweigend an.

Als ich geendet hatte, meinte er: »Ich habe das Gefühl, dieser Oxoran wird uns noch einige Probleme zu lösen geben. Was meinst du, John?«

»Sieht so aus, als ob der Kerl Cora Finley in den Tod gelockt hätte. Sie war offenbar ganz versessen darauf, das Zeitliche zu segnen.«

Suko rieb sich das Kinn. »Wenn Derek Shapiro auf den Gurt verzichtet hätte wie das Mädchen, hätte Waldo Tarum nie erfahren, wie es zu diesem Unfall gekommen ist.«

»Hoffentlich geht es Shapiro bereits besser, wenn wir in Montreal eintreffen«, sagte ich.

»Glaubst du, er kann uns noch mehr erzählen?«

»Möglich war's. Aber erst, wenn er den Schock überwunden hat.«

Wir erreichten den Flugplatz. Ich gab unser Gepäck auf. Dann verkürzten wir uns die Wartezeit bis zum Abflug im Restaurant. Ich mit Ingwerbier. Suko mit Orangensaft.

Wir sprachen es nicht aus, aber wir befürchteten beide, daß dies nicht die einzige Schandtat von Oxoran bleiben würde…

***

Der Mann hetzte mit schweißnassem Gesicht um die Ecke. Er war

klein, etwa fünfzig Jahre alt. Das strähnige Haar klebte auf seiner zerfurchten Stirn. Panik glitzerte in seinen Augen. Sein Hemdkragen war aufgerissen. Er bekam trotzdem nicht genügend Luft. Sein Atem rasselte.

So schnell er konnte, lief er die Stufen zum Polizeirevier hinauf.

Er stieß die Tür keuchend auf und stürmte bis zu dem Pult vor, hinter dem ein junger Beamter saß. Der Polizist schaute ungehalten von seiner Zeitung auf. Es war Mittag. Der Geruch gerösteter Zwiebel erfüllte den Raum.

»Kommen!« stammelte der verstörte Mann. »Sie müssen schnell kommen!«

»Was ist passiert?« fragte der Beamte.

»Meine Tochter. Gwendy!… Sie müssen sofort kommen, sonst… Mein Gott, nun machen Sie schon! Sie tut sich etwas an, sag' ich Ihnen. Wenn Sie sich nicht beeilen, sind Sie an ihrem Tod schuld…«

Der Beamte erkannte, daß jetzt nicht die richtige Zeit war, viele Fragen zu stellen. Er handelte sofort und griff nach dem Telefonhörer: »Hyram, würdest du bitte mal kommen? Und bring Albert mit. Danke.«

»Ich heiße Pengger«, sagte der Mann vor dem Pult. »Roy Pengger. Ich wohne nicht weit von hier… Gwendy war gerade dabei, mir was zu kochen… Plötzlich ließ sie alles liegen und stehen… Sie war auf einmal so… so verändert. Ganz anders war sie. Ein fremdes Mädchen! Ich erkannte sie nicht wieder. Ich sagte, sie solle weitermachen, aber sie wollte nicht. Sie hörte nicht auf mich. Sie griff nach dem Küchenmesser und wollte es sich ins Herz stoßen. Sie können sich meinen Schrecken nicht vorstellen. Ich habe keine Frau mehr, verstehen Sie? Vor drei Jahren ist sie gestorben. Ganz plötzlich. Und heute wollte sich meine Tochter vor meinen Augen das Leben nehmen… Es ist… es ist entsetzlich.«

»Ich nehme an, Sie konnten Ihre Tochter daran hindern, sich mit dem Messer…«

»Ja. Ja, ich stürzte mich auf sie und riß ihr das Messer aus der Hand. Aber Gwendy schlug, biss und trat mich. Sie sagte, ich dürfte sie nicht davon abhalten zu gehen. 'Gehen?' fragte sie ich. 'Wohin denn gehen?' Darauf sie: 'Zu Oxoran.' Ich kenne diesen Kerl nicht. Und ich weiß auch nicht, wie sich Gwendy das vorgestellt hat, zu ihm zu gehen – wenn sie sich doch umbringen wollte…«

»Wo befindet sich Ihre Tochter jetzt?« erkundigte sich der Polizeibeamte.

Zwei weitere Uniformierte betraten den Raum.

»Gwendy hat sich in der Garage eingeschlossen«, stieß Roy Pengger aufgeregt hervor. »Sie ist mit nichts zu bewegen zu öffnen. Sie müssen mir helfen, sonst tut sich das Kind dort drinnen noch was an…«

Der Wachtmeister informierte seine Kollegen im Telegrammstil.

Dann verließen die Uniformierten mit Pengger das Revier. Sie rannten. Ihnen voran Roy Pengger.

Seine Sorge um Gwendy beflügelte ihn.

Das Haus, in dem er mit seiner Tochter wohnte, war klein und nicht besonders schön. Der Putz war abgebröckelt, die Fensterrahmen morsch.

Doch für die Renovierung fehlte Pengger das Geld. Er rannte zur Garage, die an das Haus angebaut war, und trommelte mit seinen kleinen Fäusten gegen das graue Tor. Drinnen hallten die Schläge wider.

»Gwendy!« schrie Pengger außer sich vor Sorge. »Gwendy, bitte komm heraus!«

»Gibt es einen zweiten Eingang in der Garage?« erkundigte sich einer der beiden Polizisten.

»Nein, es gibt nur dieses Tor«, sagte Pengger heiser. »Ich bitte Sie, unternehmen Sie etwas. Holen Sie Gwendy da heraus.«

»Auch kein Fenster…?«

»Nein!« keuchte Pengger. »Nur dieses Tor. Brechen Sie es auf. Reißen Sie es nieder. Machen Sie, was Sie wollen, ich bin mit allem einverstanden, wenn es Ihnen nur gelingt, Gwendy vor der größten Dummheit ihres Lebens zu bewahren!«

»Wer weiß, ob sie überhaupt noch drinnen ist«, sagte der zweite Polizist.

»Sie ist drinnen? Ich bin ganz sicher.« Pengger versuchte, die Garage zu öffnen. »Sehen Sie? Es geht nicht. Gwendy hat von innen abgeriegelt.« Er hämmerte wieder mit den Fäusten gegen das Tor. »Gwendy, hör auf deinen Vater! Macht mich nicht unglücklich. Ich habe nur dich auf der Welt. Wenn du dich umbringst, bin ich allein… Willst du das? Hast du überhaupt schon daran gedacht?«

Die Uniformierten zogen ihre Dienstwaffen.

Sie baten, Pengger möge auf die Seite gehen. Dann richteten sie ihre Pistolen auf das Schloß und gaben mehrere Schüsse ab.

Danach ließ sich das Garagentor öffnen. Es schwang nach oben, und das Sonnenlicht traf Gwendy Pengger. Sie saß in der Mitte der leeren Garage auf dem Boden.

Ihr Blick war verzückt und verklärt. Sie schien sich zu freuen. Sie schwitzte, ihre Bluse klebte auf der nackten Haut.

Gwendy Pengger sah aus, als hätte man sie aus dem St.Lorenz-Strom gefischt. Doch die Nässe, die ihre Kleidung tränkte, auf Haaren und Gesicht glänzte, war kein Wasser.

Das war Benzin!

Roy Pengger, der verzweifelte Vater erblickte den Kanister, der leer neben dem Mädchen lag.

Er schüttelte entsetzt den Kopf und brüllte: »Nein! Nein, Gwendy, tu’s nicht!«

Das Mädchen hielt ein Gasfeuerzeug in der Hand.

»Mein Weg führt geradewegs zu dir, Oxoran«, sagte sie mit fester Stimme.

Die Polizisten wollten sich auf sie stürzen.

»Gweeendyyy!« kreischte ihr leidgeprüfter Vater.

Sie tat es trotzdem. Ihr Daumen schnippte das Feuerzeug an. Mit einem dumpfen Knistern verwandelte sich das Mädchen augenblicklich in eine lebende Fackel. Aus den Flammen heraus schrie sie voller Vergnügen: »Oxoran, ich komme!«

Roy Pengger schlug die Hände vors Gesicht. Er schluchzte und fiel auf die Knie. »Gwendy, warum?« weinte er. »Warum, Gwendy?«

Die Polizisten versuchten, das Mädchen zu retten. Der eine riß den Feuerlöscher von der Wand und bespritzte damit das brennende Mädchen. Der andere zog seine Uniformjacke aus und versuchte, die Flammen damit zu ersticken.

Sie schafften es nicht. Gwendy nahm das Ende, nach dem sie sich gesehnt und wie sie es sich vorgenommen hatte…

***

Der Montreal International Airport in Dorval ist einer der höchstfrequentierten Flughäfen der Welt – mit mehr als drei Millionen Fluggästen pro Jahr. Die beiden Weltgremien der Luftfahrt, Civil Aviation Organization und International Air Transport Association, haben hier ihren Sitz.

Es ging ziemlich hektisch zu, als wir ankamen.

Inspektor Waldo Tarum pickte uns aus der Masse der Passagiere heraus und begleitete uns zu seinem Dienstwagen.

»Wie war der Flug?« erkundigte sich Waldo. Ich saß neben ihm auf dem Beifahrersitz. Suko hockte hinter uns in der Mitte des Fonds. Dort hatte er den meisten Platz.

»Zufriedenstellend«, antwortete ich.

»Und die Stewardess war ein Mittelding zwischen Doris Day und Raquel Welch«, gab Suko seinen Senf dazu.

Ich sagte lachend: »Du solltest lieber auf deine krummen Beine als auf hübsche Stewardessen schauen.«

»Hör mal, ich hab’ doch keine krummen…«, begehrte der Chinese auf.

Und dann wurde die Unterhaltung ernst.

Waldo Tarum berichtete von seinem Fall. »Mittlerweile haben sich schon drei Mädchen das Leben genommen. Nummer eins war Cora Finley. Dann kam Ann Rogan. Und heute Mittag hat sich Gwendy Pengger mit Benzin übergossen und angezündet.«

Ich spürte, wie mein Mund austrocknete. Drei tote Mädchen. »Wie ist Ann Rogan aus dem Leben geschieden?« fragte ich, und Waldo erzählte es uns. Wir erfuhren vom Reichtum der Rogans und den finanziellen Verhältnissen Roy Penggers.

Drei Mädchen aus verschiedenen sozialen Schichten, die sich nicht gekannt hatten, nahmen sich ohne jeden Grund das Leben!

Verantwortlich war ein Kerl namens Oxoran.

Waldo Tarum erzählte, daß auch Ann Rogan und Gwendy Pengger diesen Namen erwähnt hatten. Oxoran hatte sie auf irgendeine Weise gerufen, und sie waren seinem Ruf gefolgt.

Sie waren glücklich gewesen, für ihn sterben zu dürfen. Gab es etwas Verrückteres? Normalerweise hat der Mensch Angst vor dem Tod!

Ich konnte mir ihre Freude nur so erklären, daß diese Mädchen damit rechneten, nach ihrem Tod weiterzuleben. Bei Oxoran. Wo immer das auch sein mochte. Vermutlich hatte er ihnen ein Weiterleben versprochen.

Aber konnte Oxoran dieses Versprechen auch halten?

Inspektor Tarum brachte uns zum Dominion Square, wo er in einem supermodernen Hotel gegenüber dem Hochhaus der Royal Banc of Canada zwei Zimmer für uns gebucht hatte.

Wir trafen uns zehn Minuten nach unserer Ankunft in der Hotelbar, und dort ließ Waldo Tarum eine Bombe platzen, die mich fast vom Hocker warf.

»Ich habe versucht, inzwischen etwas mehr über diesen geheimnisvollen Mister Oxoran herauszufinden.«

»Und?« fragte ich gespannt.

»Er lebt nicht mehr.«

Ich riß die Augen auf. »Was sagst du da?«

»Er ist damals, als er spurlos verschwand, gestorben.«

»Ich nehme an, er wurde auch begraben«, sagte ich schnell.

»Natürlich.«

»Wo?« wollte ich wissen.

»Auf einem kleinen Friedhof nahe dem Lafontaine-Park.«

»Fahr uns hin«, verlangte ich von Waldo und verließ die Bar als erster.

Die Dämmerung setzte ein, als wir den kleinen Friedhof erreichten. Ich hatte meinen Einsatzkoffer bei mir. Für alle Fälle. Man konnte nie wissen. Außerdem wollte ich am Grab des geheimnisvollen Mister Oxoran ein paar Tests machen…

Schwere graue Wolken glitten lautlos über den zunehmend dunkler werdenden Himmel. Mond und Sterne waren mal zu sehen, dann waren sie wieder weg, gaben immer nur ein kurzes Gastspiel.

Hinter der Friedhofsmauer ragten verwilderte Fliederbüsche auf. Ihre Zweige zitterten. Die Blätter rauschten gespenstisch im Wind, der hin

und wieder mit seinen Luftfingern in sie hineingriff.

Wir hatten den Friedhof durch einen schmalen Eingang betreten. Die meisten Gräber waren verwahrlost. Grabkreuze lagen auf dem Boden. Grabsteine waren umgefallen. Keiner kümmerte sich darum.

»Ich habe mich erkundigt«, sagte Waldo Tarum. »Der Friedhof wird seit fast zwanzig Jahren nicht mehr belegt und soll demnächst eingeebnet werden. Ein Bürohochhaus soll hier entstehen.«

»Vielleicht gefällt das Mister Oxoran nicht«, meinte Suko.

Inspektor Tarum führte uns zu Oxorans Grab.

»Warst du schon mal hier?« fragte ich ihn.

»Ja«, antwortete Waldo. »Vor zwei Stunden.«

Wir stiefelten durch hohes Unkraut. Ungefähr in der Mitte des Friedhofs befand sich Oxorans Grab. Der Hügel war eingesunken und verwildert. Der Grabstein war mit Moos bewachsen. Die Schrift konnte man kaum noch lesen.

Suko bückte sich und versuchte, den Stein zu reinigen.

HIER RUHT OXORAN – mehr konnten wir nicht entziffern. Der Stein war seltsam verziert. Ornamente rahmten die Schrift ein. Vielleicht waren es magische Zeichen.

Es war nicht deutlich genug zu erkennen.

Der Wind, der über die Gräber strich, wurde heftiger. Es schien, als wollte er uns fortjagen, weil wir den Frieden der Toten störten. Was würde er erst tun, wenn hier mit Baggerschaufeln herumgewühlt wurde?

In der Krone einer altehrwürdigen Trauerweide knisterte und knackte es. Die morschen Äste bewegten sich knarrend hin und her. Die Szene war nichts für schreckhafte Gemüter.

Suko schaute sich aufmerksam um.

»Ist was?« fragte ich ihn.

»Ich weiß nicht, mir kommt es so vor, als würden wir beobachtet.«

»Das Gefühl hatte ich bei meinem ersten Besuch ebenfalls«, sagte Waldo Tarum.

»Ob das Oxoran ist?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern und stellte meinen Spezialkoffer neben dem Grab ab.

»Seht mal!« rief plötzlich Waldo. Er wies auf die Friedhofsmauer, über die etwas Glühendes hüpfte. Es war länglich und hatte ungefähr die Größe einer Ratte. Und es fegte mit einer unglaublichen Schnelligkeit die Mauerkrone entlang.

»Was ist das?« fragte Suko.

»Anscheinend will uns jemand zeigen, was er alles kann!« gab ich leise zurück, während meine Augen den Weg der glühenden Erscheinung verfolgten.

Das Licht verschwand so plötzlich, wie es aufgetaucht war. Waldo

Tarum stieß neben mir geräuschvoll die Luft aus. »Unheimlich«, murmelte er. »Ich bin kein schreckhafter Typ. Wenn es gilt, eine Gangsterbande zu zerschlagen, findest du mich in vorderster Front. Aber gegen solche Erscheinungen fühle ich mich machtlos. Ich weiß nicht, wie ich gegen sie vorgehen soll. Ich habe keine Ahnung, wie ich mich gegen sie verteidigen soll, falls sie mich attackieren.«

Ich legte meinem Kollegen die Hand auf die Schulter und sagte: »Du kannst dich ruhig im Hintergrund halten. Niemand wird dir das als Schwäche auslegen.«

Der Himmel nahm ein tintiges Schwarz an.

Waldo holte eine Stablampe aus seiner Jackentasche und leuchtete damit auf den Grabstein.

Die rauhe Fläche des Grabsteins verwandelte sich in eine Art Bildschirm. »John!« rief Waldo Tarum verblüfft aus. Suko und ich sahen dasselbe wie er, aber Oxoran konnte uns mit diesen Mätzchen nicht erschrecken. Wir waren anderes gewöhnt.

Auf dem Grabstein war ein Gesicht erschienen. Das Antlitz eines steinalten Mannes. Das mußte Oxoran sein. Er hatte einen schmalen Kopf, schlohweißes Haar und bernsteinfarbene Augen, die jeden von uns hasserfüllt anstarrten.

Er öffnete den Mund. Wir sahen ein kräftiges Gebiss, das mich unwillkürlich an ein Raubtier erinnerte.

Die Nase war lang und schmal. Die Lippen waren nicht mehr als ein dünner Strich.

Ich spürte die zwingende Kraft, die von Oxorans Blick ausging. Er hatte die Absicht, uns niederzuringen, uns in seinen Bann zu schlagen. Es gelang mir nur mit großer Anstrengung, mich von seinem Anblick loszureißen.

Auch Suko kämpfte mit Erfolg gegen den Willen Oxorans an.

Waldo Tarum jedoch war zu unerfahren, um sich Oxorans Zwang entziehen zu können. Der Inspektor wurde leichenblass. Er fing zu zittern an. Er biss sich auf die Unterlippe.

Seine Augen wurden ausdruckslos. Er hob die Hände und fuhr sich damit selbst an die Kehle. Er war nur noch Oxorans Marionette.

Er war drauf und dran, sich selbst zu erwürgen. Ich riß ihn herum und griff nach seinen Händen. Sie waren hart wie Stahlklammern und ließen sich nicht öffnen.

Waldo röchelte schaurig. Seine Finger gruben sich tief in seinen Hals. Suko eilte herbei, um zu helfen. Mit vereinten Kräften gelang es uns, Waldo vor sich selbst zu schützen.

Er hätte aber sofort wieder Hand an sich gelegt, wenn wir ihn nicht mit aller Kraft davon abgehalten hätten.

Und Oxoran grinste auf dem Grabstein vor Vergnügen. Ich wollte ihm beweisen, daß er uns auf diese Weise nicht beeindrucken konnte.

»Kannst du Waldo allein festhalten?« fragte ich meinen Freund und Kampfgefährten.

»Ich werd's versuchen«, gab der Chinese keuchend zurück.

Er trat hinter Waldo Tarum und legte seine muskulösen Arme um den Inspektor. Waldo gebärdete sich wie verrückt. Er wand sich in Sukos Umklammerung. Er bog den Oberkörper nach vorn, schnellte sich zurück, drehte sich und bäumte sich auf.

Er setzte seine ganze Kraft ein, um freizukommen. Aber Suko war noch um ein Quäntchen stärker als Waldo. Ich griff nach meinem Einsatzkoffer und öffnete ihn.

»Mach schnell!« rief Suko. »Ich glaube, ich kann Waldo nicht mehr lange festhalten! Oxoran flößt ihm zusätzliche Kräfte ein!«

Ich beeilte mich.

Vielleicht gelang es mir, Oxorans Bild auf dem Grabstein zu fixieren. Ich kannte einige magische Zeichen, die in einer bestimmten Verbindung dafür sorgen würden, daß sich Oxoran nicht mehr davonstehlen konnte.

Er würde bleiben müssen. Zumindest für eine Weile. Und diese Zeit konnten wir dann nützen, um ihm jene Fragen zu stellen, die uns im Augenblick am meisten beschäftigten.

Ich holte eine der magischen Kreiden aus dem Spezialkoffer. Bevor ich mit den Zeichen begann, wollte ich einen Kreis um das Gesicht ziehen, damit der magische Rahmen die Kraft der Erscheinung schwächte.

Doch Oxoran bewies seine Schläue. Er verstand meine Kampfvorbereitungen und entzog sich der Festnahme durch Flucht.

Bevor ich den Kreis, den ich zeichnete, schließen konnte, erstarrte das alte, zerfurchte Gesicht. Das schlohweiße Haar ging dem Mann büschelweise aus und wurde vom Wind fortgetragen.

Und gleich darauf bekam das Antlitz Risse und zerbröckelte…

Jetzt erst schloß sich der magische Kreis auf dem Grabstein. Zu spät.

Suko merkte, wie Waldo Tarum sich entspannte. Er tat einen tiefen Atemzug und blickte mich dann verwirrt an. Mein chinesischer Freund ließ ihn los. Der Inspektor drehte sich um.

»Haben Sie mich festgehalten?« fragte er Suko.

Dieser nickte. »Es war nötig.«

»Weshalb? Was habe ich getan?«

»Sie können sich nicht erinnern?«

»Nein«, sagte Waldo. Er verzog schmerzlich das Gesicht und massierte seinen Hals.

Suko wies auf Tarums Kehle und sagte: »Das haben Sie getan. Sie wollten sich selbst erwürgen.«

Waldo schaute mich ungläubig an. »Ist das wahr, John?« fragte er erschüttert. »Wollte ich das wirklich tun?«

»Ja, Oxoran hat dich dazu gezwungen. Er trieb sein gemeines Spiel mit dir. Wenn wir nicht bei dir gewesen wären…«

»Nicht auszudenken«, stieß Waldo Tarum erschrocken hervor. »Aber wieso kann ich mich nicht daran erinnern?«

»Oxoran hat dich in Trance versetzt.«

»Furchtbar. Und warum hat er euch nicht…«

»Er hat sich den Schwächsten ausgesucht. Versteh das bitte nicht falsch. Ich weiß, daß du meinen Bentley die Bond Street rauf- und runtertragen könntest. Aber hier geht es nicht um körperliche Kraft, sondern um Willensstärke. Auf diesem Gebiet sind wir beide besser trainiert als du. Deshalb hat Oxoran sich dich ausgesucht.«

Ich hatte kaum ausgesprochen, da erbebte die Erde unter unseren Füßen, und dann tönte über unseren Köpfen eine donnernde Stimme: »Die Zeit der Auferstehung ist gekommen! Bereitet euch auf Angst und Schrecken vor! Die Macht gehört wieder mir! Ich werde meine Getreuen um mich versammeln und das Werk von einst fortsetzen! Ich werde den Auftrag der Hölle in dieser Stadt ausführen – und niemand von euch schwächlichen Wichten wird mich daran hindern können!«

»Verdammt, das wollen wir erst mal sehen!« knirschte ich.

Oxoran stimmte ein schauriges Gelächter an, das sich mehr und mehr entfernte, bis es irgendwo verhallte.

Der Bursche war mir zu selbstbewusst. Mein Ehrgeiz ließ das nicht zu. Ich schwor mir, nichts unversucht zu lassen, um Oxoran das Handwerk zu legen. Auf irgendeine Weise mußte das doch möglich sein.

Aber es würde ein erbitterter Kampf werden, das war mir zu diesem Zeitpunkt schon klar.

***

Wir verbrachten eine Nacht ohne Störungen. Am nächsten Morgen frühstückten wir ausgiebig. Anschließend telefonierte ich kurz mit Waldo Tarum. Ich sagte dem Inspektor, was ich brauchte. Wir verabredeten uns auf neun Uhr beim Planetarium.

Die Zeit reichte noch, um einen Wagen zu mieten. Ich entschied mich für einen seegrünen Pontiac.

Und Suko lieh sich eine schwere Kawasaki. Somit waren wir beide beweglich und unabhängig voneinander.

Inspektor Tarum war pünktlich zur Stelle. Wir setzten uns in eine kleine Bar und gingen gemeinsam die Unterlagen durch, die Waldo mitgebracht hatte. Arztberichte, Daten und Fakten. Zeugenaussagen. Mutmaßungen, die als Randbemerkungen abgefasst waren.

Auf diese Weise prägte ich mir alles Wissenswerte ein. Ich notierte mir im Geist Namen und Anschriften, und Suko arbeitete das vorliegende Material auf die gleiche Art durch.

Wir schauten uns die Fotos der toten Mädchen an, erfuhren alles, was für uns irgendwann mal wichtig sein konnte. Nachdem wir Waldos Akten gründlich studiert hatten, ließ er sie wieder in seiner Tasche verschwinden.

Ich hielt die Hand auf.

Er schaute mich irritiert an.

»Du hast etwas vergessen«, erinnerte ich ihn.

Er schlug sich auf die Stirn. »Ach so, ja.« Er kramte in seiner Tasche herum und legte anschließend zwei Funksprechgeräte auf den Tisch. Ich nahm mir eines. Suko griff sich das zweite.

Wir hatten vor, getrennt zu arbeiten, um schneller vorwärts zukommen. Über Funk standen wir miteinander in Verbindung.

Waldo Tarum drehte das Rad der Zeit zurück. Er blickte starr vor sich hin, war mit seinen Gedanken wieder auf dem Friedhof.

»Er will sein altes Treiben wiederaufnehmen«, sagte der Inspektor mit tonloser Stimme.

Wir wußten, wen er meinte.

»Was hatte das zu bedeuten, daß er seine Getreuen um sich versammeln wird?« wollte Waldo wissen. Er hob den Blick und schaute mich fragend an. »Hat er damit Cora Finley, Ann Rogan und Gwendy Pengger gemeint? Wie können diese Mädchen seine Getreuen sein? Sie waren grundanständig. Und sie waren so jung, daß sie noch gar nicht auf der Welt gewesen sind, als Oxoran diese Stadt zum erstenmal heimsuchte.«

»Vielleicht können Suko und ich herausfinden, was Oxoran gemeint hat.«

Es war halb zehn, als wir uns trennten.

Waldo Tarum kehrte ins Präsidium zurück. Er wollte versuchen, mehr über Oxoran in Erfahrung zu bringen.

Suko wollte Roy Pengger aufsuchen.

Und ich hatte die Absicht, Derek Shapiro im Krankenhaus zu besuchen. Waldo hatte berichtet, daß es dem jungen Mann bereits etwas besser ging.

***

Dr. Crofton Lindsay war sofort auf meiner Seite, nachdem ich mich mit meinem Sonderausweis vorgestellt hatte.

Lindsay war ein sympathischer Mann mit einer weißen Igelfrisur. Freundlich informierte er mich.

»Es geht Shapiro den Umständen entsprechend gut«, sagte Crofton Lindsay. »Er hat den schlimmen Schock größtenteils überwunden. Aber er wird zu einem guten Psychiater zur Nachbehandlung gehen müssen. Der Unfall hat ihn seelisch geknickt. Das können wir mit Gipsbandagen nicht in Ordnung bringen.«

Wir befanden uns im nüchtern eingerichteten Büro des Chefarztes. Hinter Lindsays Schreibtisch hing ein alter Stich von Montreal. 1763. Das war das Jahr, in dem die Stadt unter britische Verwaltung gestellt wurde.

»Von Ihrer Seite ist also nichts dagegen einzuwenden, daß ich mich mit Shapiro unterhalte«, sagte ich.

»Wenn Sie dabei mit dem nötigen Feingefühl vorgehen, habe ich keinerlei Bedenken, Oberinspektor«, erwiderte Crofton Lindsay.

Er erhob sich und bat mich, ihn zu begleiten.

In dem Krankenzimmer Nummer 361 lag ein Mann. Bleich. Weiche Gesichtszüge. Ein unglücklicher Ausdruck in den Augen.

»Mister Shapiro«, sagte Crofton Lindsay.

Der junge Mann blickte ihn schweigend an.

»Wie geht es uns heute?« erkundigte sich der Arzt.

»Es muß gehen«, erwiderte Derek Shapiro ernst. Sein rechter Arm war bis zur Schulter hinauf eingegipst. Das linke Bein steckte im Streckverband.

Crofton Lindsay wies auf mich. »Das ist Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard, Mister Shapiro. Er ist auf Betreiben der hiesigen Polizei nach Montreal gekommen, um die mysteriösen Todesfälle zu klären.«

Shapiros Augen richteten sich ungläubig auf mich. Seiner Meinung nach schien niemand Licht in dieses rätselhafte Dunkel bringen zu können.

»Guten Tag, Oberinspektor«, sagte er leise.

Crofton Lindsay rieb sich die Hände. »Ich denke, ich lasse Sie beide jetzt allein.« Er wandte sich an mich. »Viel Erfolg, Oberinspektor.«

»Danke«, sagte ich. Als Lindsay den Raum verlassen hatte, holte ich mir einen Stuhl und setzte mich neben Derek Shapiro. Der brünette Bursche musterte mich mit seinen wasserhellen Augen eingehend.

»Ich beneide Sie nicht um Ihren Job«, sagte er nach einer Weile.

»Ich habe laufend mit solchen Fällen zu tun«, erwiderte ich. »Man gewöhnt sich mit der Zeit daran.«

»Mit solchen Fällen? Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich bearbeite ausschließlich Fälle, die im übersinnlichen Bereich angesiedelt sind«, erklärte ich. »Wir haben beim Yard dafür eine eigene Abteilung.«

»Und wie sieht’s mit Erfolgen aus?«

»Meine Quote liegt zur Zeit noch bei hundert Prozent. Ich hoffe, daß sich daran so schnell nichts ändern wird.«

»Hundert Prozent?« fragte Shapiro erstaunt. »Wie schaffen Sie das?«

»Durch Fleiß, Wagemut und Fingerspitzengefühl. Natürlich weiß ich auch eine ganze Menge über meine Gegner. Dazu kommt ein umfangreiches Wissen über Weiße und Schwarze Magie,

Parapsychologie, Dämonologie und so weiter. Und nicht zuletzt kann ich auf eine jahrelange Erfahrung im Kampf gegen die Mächte des Bösen zurückblicken.«

Um sein Vertrauen zu erringen, erzählte ich ihm mehr von mir. Er hörte aufmerksam zu, und alsbald verschwand tatsächlich dieser ungläubige, zweifelnde Ausdruck aus seinen Augen.

»Und nun zu Ihnen«, sagte ich, als ich der Meinung war, ihm genug erzählt zu haben. »Wer ist Derek Shapiro?«

Er blickte an mir vorbei. »Ein grenzenlos unglücklicher Mensch«, seufzte er. »Seit Cora nicht mehr lebt, freut mich nichts mehr auf dieser Welt. Sie war mein Lebensinhalt. Meine Liebe zu ihr hat mich voll ausgefüllt. Jetzt ist nichts mehr in mir. Ich bin leer, komme mir unnütz vor. Es gibt nichts mehr für mich, für das es sich zu leben lohnt.«

»So dürfen Sie nicht reden, Derek«, sagte ich kopfschüttelnd. »Sie sind noch jung. Sie haben das Leben noch vor sich. Eines Tages wird sich Ihre Lebensfreude wieder einstellen.«

»Das bezweifle ich.«

»Denken Sie an meine Worte. Die Zeit heilt alle Wunden. Auch die schlimmsten und schmerzhaftesten. Erzählen Sie mir von Cora Finley?«

»Sie war ein prachtvolles Mädchen.«

»Wo haben Sie sie kennen gelernt?«

»Ich arbeite im Büro eines Steuerberaters. Da kreuzte sie eines Tages auf. Es war Liebe auf den ersten Blick. Nie hätte ich gedacht, daß es so etwas wirklich gibt. Wir haben uns vor vier Wochen verlobt. Wir wollten heiraten.«

»Was geschah in jener Nacht, Derek?«

Das Blut wich aus seinen Lippen. Er drehte sich um. Ich sah, wie er mit sich rang. Aber er schaffte es, über den Vorfall zu sprechen.

Unter anderem sagte er: »Cora war plötzlich nicht mehr sie selbst. Sie war eine andere Person. Ich hatte den Eindruck, etwas würde aus ihr herausbrechen. Etwas, das lange Zeit in ihr gewesen war.«

Ich wollte wissen, ob Cora zu einem früheren Zeitpunkt schon mal von Oxoran gesprochen hatte.

Derek Shapiro schüttelte langsam den Kopf. »Ich hörte den Namen in dieser Nacht zum erstenmal. Wer ist dieser Oxoran, können Sie's mir sagen, Oberinspektor?«

Ich sprach über das, was ich bisher in Erfahrung gebracht hatte.

»Was hat Oxoran mit Cora vor? Warum hat er sie in den Tod gelockt?« fragte mich Shapiro verzweifelt. »Warum war es Cora nicht möglich, sich gegen ihn zu wehren? Warum hat sie sich freiwillig das Leben genommen?«

Ich legte ihm die Hand beruhigend auf die Schulter und sagte: »Ich

werde versuchen, auf alle diese Fragen eine Antwort zu finden. Sie müssen nur Geduld haben, Derek.«

***

Roy Pengger schüttelte mit Tränen in den Augen den Kopf. Er stand mit Suko vor der offenen Garage. »Dort hat sie gesessen«, sagte der gebrochene Mann heiser. »Klatschnass war sie. Von Kopf bis Fuß mit Benzin getränkt. Das Herz wollte mir brechen, als ich sie so dasitzen sah – mit dem Feuerzeug in der Hand. Ich schrie, sie solle es nicht tun, doch sie lächelte glücklich vor sich hin und hatte keinen Blick für mich und die Polizisten. Bevor die Beamten es noch verhindern konnten, setzte sie sich selbst in Brand.«

Suko musterte den kleinen Mann. Er hatte Mitleid mit Pengger, der zuerst seine Frau und nun auch sein Kind verloren hatte.

»Wissen Sie, was sie sagte?« stieß Roy Pengger aufgeregt hervor.

»Was?«

»Mein Weg führt geradewegs zu dir, Oxoran.« Pengger fuhr sich über die Augen. »Und aus den Flammen ertönte noch ihr Schrei: 'Oxoran, ich komme!' Verdammt noch mal, wer ist dieser Teufel, der mir meine Tochter genommen hat, Mister Suko? Was hat er mit dieser fürchterlichen Tat bezweckt?«

Suko hob überfragt die Schultern. »Ich wollte, ich könnte es Ihnen sagen, Mister Pengger«, erwiderte er bedauernd.

Suko nannte Pengger unsere Telefonnummer im Hotel. Er bat den Mann, sich mit uns in Verbindung zu setzen, falls sich irgend etwas Unerklärbares ereignen sollte.

Pengger blickte Suko erschrocken an. »Meinen Sie, daß das Grauen weitergeht? Hat mir dieser verfluchte Satan noch nicht genug angetan?«

»Wir haben die Absicht, Oxoran das Handwerk zu legen«, erklärte Suko beruhigend. »Deshalb müssen wir ihn zwingen, sich gegen uns zu stellen. Erst wenn wir das geschafft haben, können wir gegen ihn etwas unternehmen.«

»Er wird Sie umbringen, wie er Gwendy umgebracht hat«, sagte Pengger ernst.

Suko hob die rechte Hand, als ob er etwas zurückweisen wollte. »Das«, sagte er mit grimmiger Miene, »ist noch völlig offen, Mister Pengger.«

Er verabschiedete sich, kickte die Kawasaki an und fuhr los.

Pengger blickte ihm reglos nach. Nur seine Lippen bewegten sich, als er murmelte: »Ich wünsche euch viel Glück. Schickt diesen Teufel zurück zur Hölle. Wenn ihr mir damit auch mein Kind nicht zurückgeben könnt, so wäre mir das doch eine große Genugtuung.«

***

Suko durchquerte auf seiner Maschine den Stadtteil Outremont. Die Straße führte durch ein Wäldchen. Über der Fahrbahn wuchsen die Baumkronen zusammen. Das Sonnenlicht blitzte immer wieder zwischen den Blättern auf und blendete den großen Chinesen.

Plötzlich war da etwas.

Sukos Augen nahmen es wahr. Er wollte auch sofort reagieren, doch die Zeit reichte nicht mehr.

Jemand hatte quer über die Straße ein Seil gespannt. Suko prallte in diesem Augenblick mit seinem voluminösen Brustkorb dagegen. Surrend straffte es sich und riß den kolosshaften Chinesen kraftvoll aus dem Sattel.

Die Kawasaki fuhr allein weiter, während sich Suko in der Luft überschlug und hart auf die Straße knallte. Sterne spritzten vor seinen Augen auf. Der Schock ließ ihn den Schmerz noch nicht spüren, der nach dem Aufprall kommen mußte.

Suko hörte, wie die Maschine von der Fahrbahn abkam und sich krachend ins Unterholz hineinbohrte.

Er drehte sich benommen auf den Rücken und wollte sich mühsam erheben.

Da sauste ein schwarzer Schatten auf ihn zu – und ein gewaltiger Schlag nahm ihm augenblicklich die Besinnung…

***

James, der drahtige Butler mit dem langen Gesicht und den eingefallenen Wangen, führte mich in den Salon. »Wenn Sie hier bitte warten wollen, Oberinspektor Sinclair. Ich werde Mister Rogan mitteilen, daß Sie ihn sprechen möchten.« Er machte eine einladende Handbewegung und meinte, ich könne mich hinsetzen, wo ich wolle.

Der Verlust von Ann Rogan schien auch ihn schmerzlich getroffen zu haben. Ich sagte: »Die Sache ging Ihnen sehr nahe, nicht wahr?«

»O ja. Ich habe selbst keine Kinder. Ann war für mich fast wie meine Tochter. Ich hatte so sehr gehofft, sie von dem Sprung abhalten zu können. Vergeblich.«

Er wandte sich schnell um und verließ den Raum.

Ich schaute mich um, ohne für die wertvollen Gemälde und Antiquitäten Interesse zu zeigen. Ich war mit meinen Gedanken woanders.

Bei Ann Rogan, die sich lachend das Leben genommen hatte.

Auf dem Sims des offenen Kamins stand ein Foto von dem Mädchen. Sie blickte mich mit warmen, freundlichen Augen an. Ihr Gesicht war ausnehmend hübsch. Ihr Anblick war erfrischend und wohltuend.

Ich konnte verstehen, daß Murray Rogan, seine Frau Amanda und das Personal über diesen tragischen Verlust nur schwer hinwegkamen.

Ich stellte mir das Drama in allen Einzelheiten vor.

Plötzlich hatte ich den Eindruck, dicke Daunenkissen würden auf meinen Ohren liegen. Ich hörte die Wanduhr nicht mehr ticken, obwohl sich ihr Pendel immer noch bewegte.

Mich machte etwas auf eine rätselhafte Weise taub.

Oxorans Werk!

Seit wir auf dem Friedhof gewesen waren, wußte er, daß wir ihm das Handwerk legen wollten. Vielleicht hatte er es aber auch schon vorher gewußt. Und nun schien er etwas gegen mich unternehmen zu wollen.

Mir war auf einmal ganz komisch. Mein Blut pulsierte durch meinen erhitzten Kopf. Eine unsichtbare Hand schien mir eine blutrote Brille auf die Nase gesetzt zu haben.

Der ganze Raum war in rote Farbe getaucht. Die Möbel, die Wände, die Decke – alles war rot wie Blut…

Auch die Gardinen, die sich plötzlich geisterhaft bauschten, obwohl sämtliche Fenster und Türen geschlossen waren. Die roten Gardinen flatterten hoch und streckten sich mir wie mächtige Arme entgegen.

Sie schlängelten sich durch die Luft. Ich wollte vor ihnen zurückweichen, stand aber da, als hätte ich Wurzeln geschlagen. Eine der Gardinen streifte mein Gesicht.

Eiskalt war sie.

Mich schauderte. Sie schien nicht mehr aus Stoff zu bestehen. Sie schien zu einem festen Körper geworden zu sein. Gleich einer Riesenschlange streckte sie sich mir entgegen.

Im nächsten Augenblick schlang sie sich um meinen Hals. Ich spürte einen harten, schmerzhaften Druck. Die zur gefährlichen Schlange gewordene Gardine drohte mich zu ersticken.

Ich schlug um mich. Ich versuchte, die Schlange vom Hals zu kriegen, doch sie wand sich immer mehr um mich herum. Bald konnte ich meine Arme nicht mehr bewegen.

Und dann spürte ich einen wahnsinnigen Druck um meinen Brustkorb. Die Geisterschlange, geschaffen von meinem Feind Oxoran, war drauf und dran, mich zu zerquetschen.

Ich war in Schweiß gebadet.

Die Atemnot war kaum noch auszuhalten. Ich wollte Hilfe herbeirufen, doch meine Stimme versagte. Schwarze Flecken tanzten vor meinen Augen. Ich war nahe daran, zusammenzubrechen.

Meine Knie wurden schon weich. Meine Beine wollten mich nicht mehr tragen…

Da öffnete sich hinter mir eine Tür. Murray Rogan trat ein. Und damit war alles schlagartig vorbei. Der Spuk war zu Ende. Der Raum wirkte nicht mehr, als wäre er in Blut getaucht worden. Die Gardinen hingen wieder reglos vor den Fenstern.

Der Druck, der mir so arg zu schaffen gemacht hatte, war von einer Sekunde zur anderen verschwunden.

Ich drehte mich langsam um.

Murray Rogan kam auf mich zu. Seine Augen weiteten sich, als er mich aus der Nähe betrachtete. »Um Himmels willen, Oberinspektor, ist Ihnen nicht gut? Sie sehen beunruhigend aus.«

Oxoran, dieser Bastard, hatte mir seine Macht demonstriert.

Ich atmete tief durch. »Ich bin gleich wieder in Ordnung, Mister Rogan«, sagte ich und ließ mich in einen Sessel fallen. Mit dem Taschentuch wischte ich die Schweißperlen von meinem Gesicht.

Murray Rogan hielt mir ein Glas hin. Ich hatte gar nicht bemerkt, daß er sich an der Hausbar zu schaffen gemacht hatte. Ich war zu sehr mit mir selbst beschäftigt gewesen.

»Hier, Oberinspektor. Trinken Sie das. Das wird Ihnen gut tun.«

»Was ist es?« wollte ich wissen.

»Fernet Branca. Verflucht bitter, aber wirksam. Sie müssen das Glas leeren, ohne abzusetzen.«

Rogan nahm mir das leere Glas aus der Hand, stellte es auf einen kleinen Tisch und setzte sich dann zu mir.

Während er auf die Wirkung seines Magenbitters wartete, erholte ich mich zusehends. »Hat Ihnen der Butler gesagt, weshalb ich hier bin?« fragte ich ihn, als ich mich einigermaßen gefangen hatte.

Murray Rogan nickte ernst. »Wie ich hörte, nahmen sich außer Ann auch zwei andere Mädchen das Leben.«

»Und dreimal fiel der Name Oxoran«, sagte ich.

»Ich weiß mit diesem Namen nichts anzufangen«, gestand Rogan.

Er erfuhr von mir, wer Oxoran gewesen war. Daraufhin wurde er ein bißchen blaß um die Nase.

»Wie ist eine Verbindung zwischen diesem Teufel und meiner Tochter möglich, Oberinspektor?« fragte Rogan verdutzt.

»Gibt es jemanden in Ihrem Bekanntenkreis, der schon mal an einer spiritistischen Sitzung teilgenommen hat?« fragte ich.

»Soviel ich weiß, nein.«

»Sie kennen auch niemanden, der schon mal eine Schwarze Messe besucht hat?«

»Nein.«

»Zur Zeit ist so etwas stark in Mode.«

»In meinen Augen sind Leute, die sich zu solchen Dingen hingezogen fühlen, verrückt. Und mit Verrückten pflege ich mich nicht abzugeben, Oberinspektor.«

»Können Sie mir sagen, wie der Keim des Bösen sonst an Ihre Tochter herangetragen wurde?«

»Nein«, sagte Murray Rogan schnell. »Nein, natürlich nicht.«

Ich bat ihn, mir zu erzählen, wie Ann aus dem Leben geschieden war. Er führte mich auf die Terrasse, zeigte mir, wo das Mädchen gestanden hatte, und berichtete, wie sich die Tragödie abgespielt

hatte.

Mir fiel dabei auf, daß Ann gesagt hatte: ‘Es wird ein Wiedersehen geben, Oxoran!’ Ein Wiedersehen!

Das bedeutete, daß Ann zu Oxoran zurückkehrte. Aber wie war das möglich? Als Oxoran begraben wurde, war Ann noch nicht auf der Welt.

Dieses ‘Wiedersehen’ beschäftigte mich von diesem Moment an. Was hatte es zu bedeuten?

***

»Ich halte sehr viel von Oberinspektor Sinclair«, sagte Dr. Crofton Lindsay zu Derek Shapiro. »Er hat auf diesem Gebiet große Erfahrung. Und Erfahrung ist in diesem Fall besonders wichtig. Wenn es jemandem gelingen kann, diesem mysteriösen Oxoran das Handwerk zu legen, dann ist das John Sinclair. Ich glaube nicht, daß ich mich in dem Briten täusche.«

Derek Shapiro blickte auf die Zehen, die aus seinem Streckverband herausragten. »Vielleicht bringt er Oxoran zur Strecke. Davon wird Cora aber nicht mehr lebendig.«

»Das leider nicht«, sagte Lindsay ernst. »Aber Sie hätten wenigstens die Genugtuung, daß diese grausame Tat gesühnt wurde.«

»Das ist nicht viel, Doc.«

»Ich weiß…«

»Waren Sie schon mal richtig verliebt, Doktor?«

»Mehrmals – vielleicht ist Ihnen das ein Trost. Der Mensch besitzt die Fähigkeit, sich nicht nur einmal zu verlieben, Mister Shapiro.«

»Ich meine so richtig. Daß die Welt aus ihren Nähten platzt. Und wenn das dann alles mit einem einzigen riesigen Krach zu Ende ist, ist alles hin, verstehen Sie?«

»Ja«, antwortete Crofton Lindsay. »Aber ich weiß auch, daß Sie eines Tages darüber hinwegsein werden.«

»Wie lange muß ich noch hierbleiben?«

»Drei, vier Tage. Dann verpassen wir Ihnen einen Gehgips und schicken Sie nach Hause.«

Shapiro senkte traurig den Blick. »Alles wird mich an Cora erinnern. Ich weiß es, Doc. Ich werde nie wieder so glücklich sein, wie ich es mit Cora gewesen bin.«

Crofton Lindsay wußte nicht, was er darauf sagen sollte. Er schlug Shapiro auf die Schulter und verließ dann das Krankenzimmer.

Derek Shapiro starrte die Decke an und dachte an seine Verlobte. Er sehnte das Mädchen mit all seiner geistigen Kraft herbei, wünschte sich nichts so sehr, als Cora aus dem Totenreich zurückholen zu können.

Er wäre sogar bereit gewesen, einen Pakt mit dem Teufel zu

schließen, um dieses Ziel zu erreichen.

Plötzlich schauderte ihn.

Eine eigenartige Kälte erfüllte den Raum. Sie kroch unter seine Decke und erfasste ihn.

Er fror.

Und er hatte das Gefühl, auf einmal nicht mehr allein im Zimmer zu sein. Shapiro hob den Kopf an und schaute sich um.

Da erblickte er sie!

Sie stand bei der Tür und lächelte ihn hintergründig an. Unverhohlene Gemeinheit lag in ihrem Blick. Um die Lippen bemerkte Shapiro einen grausamen Zug. Aber das alles störte ihn nicht. Cora war da. Es war ihm gleichgültig, wie es dazu gekommen war.

Sie war da, und nur das zählte für Derek Shapiro…

***

Suko kam langsam zu sich. Ein dumpfer Schmerz pochte in seinem Kopf. Noch war es ihm nicht möglich, einen klaren Gedanken zu fassen. Er konnte sich an nichts erinnern.

Und er hatte keine Ahnung, wo er sich befand.

Der Raum war düster und vollkommen leer. Suko lag auf dem Boden. Die Wände waren feucht. Vermutlich hatte man ihn in einen Keller geschafft.

Durst quälte den hünenhaften Chinesen. Die Zunge klebte pelzig am Gaumen.

Angestrengt dachte er nach. Was war vor der Ohnmacht geschehen? Suko setzte die ersten Teilchen zusammen. Er erinnerte sich an Roy Pengger, mit dem er gesprochen hatte.

Pengger hatte ihm die Garage gezeigt, in der sich seine Tochter Gwendy verbrannt hatte.

Suko sah sich auf die Kawasaki steigen und abfahren. Aber er war nicht weit gekommen. In Outremont hatte es ihn erwischt. Jetzt fiel es ihm ein. Die Straße, der Wald, das Seil.

Jemand hatte im Wald auf ihn gewartet. Das Seil hatte ihn von der Kawasaki gerissen. Dann war ein schwarzer Schatten auf ihn zugerast, aus…

Oxoran? War Oxoran dafür verantwortlich?

Suko setzte sich auf. Er merkte, daß man ihm die Arme auf den Rücken gebunden hatte. Auch seine Beine waren gefesselt. Mühsam rutschte er über den Boden.

Er lehnte sich an die nasskalte Mauer und überlegte weiter. Derjenige, der ihn von der Kawasaki heruntergeholt hatte, hatte ihn hierher geschafft. Aus welchem Grund?

Suko versuchte, die Fesseln von den Händen abzustreifen. Es gelang ihm trotz größter Anstrengung nicht. Zum Teufel, wo war er?

Ein spukhaftes Flüstern unterbrach seinen Gedankengang. Er blickte zur geschlossenen Tür. Dort redeten mindestens zwei Personen miteinander. Leise. Es war nur ein Zischen zu hören. Dann ein Gekicher.

Der Chinese hatte die Absicht, sich bemerkbar zu machen, deshalb rief er mit lauter Stimme: »He! Hallo! Wer ist da draußen?«

Das Kichern wiederholte sich.

»Ob wir es ihm sagen sollen?« fragte ein Mädchen das andere.

»Warum nicht? Oxoran hat sicher nichts dagegen.«

Oxoran! Da hatte Suko den Beweis, daß er diesem Teufel in die Hände gefallen war. Und die Mädchen? Waren das die Toten?

»Gehen wir zu ihm?« fragte die eine.

»Ja. Vergnügen wir uns ein bißchen mit ihm.« Gekicher.

Plötzlich begann die Tür, grünlich zu schillern, und aus diesem Lichtgemisch traten zwei hübsche Mädchen heraus. Sie hatten nur einen einzigen Fehler: das waren ihre grauenerregenden, hässlichen Pranken, deren Krallen sie jetzt weit spreizten.

Die Mädchen kamen langsam auf ihn zu. Suko schluckte aufgeregt. Der dumpfe Schmerz im Kopf war plötzlich nicht mehr vorhanden. Er hatte im Augenblick andere Sorgen.

Der Chinese glaubte zu wissen, mit wem er es hier zu tun hatte: das waren gemeine, gefährliche Hexen!

Oxorans Furien.

Sie starrten ihn feindselig an und lachten ihn aus. »Na, Schlitzauge, wie gefällt es dir bei uns?« fragten sie ihn.

»Wo bin ich?« wollte Suko wissen.

»Im Keller eines abgelegenen Hauses.«

»Und wo steht dieses Haus?«

»Das verraten wir dir noch nicht.«

»Wer hat mich hierher gebracht?« fragte Suko weiter.

»Das war Oxoran.«

»Und warum?« wollte der Chinese wissen.

»Weil du deine verdammte Gelbnase in Dinge gesteckt hast, die dich nichts angehen. Du bist ein Spitzel. Ein Spürhund. Du möchtest Oxoran ein Bein stellen, aber das schafft kein Mensch. Das hättest du wissen müssen. Jetzt, wo du dir Oxorans Unmut zugezogen hast, gibt es keine Rettung mehr für dich. Du hast dein Leben damit verwirkt. Oxoran wird dich töten, Gelbhaut. Auf die grausamste Weise, die du dir denken kannst. Aber zuvor werden wir noch unsere Spielchen mit dir treiben!«

Die Hexen stürzten sich fauchend auf den Chinesen. Er war ihnen ausgeliefert, konnte sich nicht wehren. Sie schlugen auf ihn ein. Ihre Fäuste waren hart wie Stein.

Sie schlugen auf Sukos Körper ein und verletzten ihn mit ihren

Krallen. Erst als er stöhnend zur Seite rutschte, ließen sie von ihm ab und verließen kichernd den Raum.

»Das war erst der Anfang, Schlitzauge!« riefen sie draußen vergnügt. »Wir kommen wieder. So oft, bis du dir nichts sehnlicher wünschst als den Tod.«

Der Chinese blieb erschöpft auf dem Boden liegen. Heftige Schmerzwellen überrollten ihn immer wieder aufs neue. Die Lungen brannten höllisch. Entlang aller Nervenbahnen spürte er ein furchtbares Ziehen. Jeder Atemzug peinigte ihn. Er hatte den Geschmack von Blut im Mund.

»Verdammt«, stöhnte Suko gequält. »Das kriegt ihr Bestien zurück, wenn es mir gelingt, mit halbwegs heiler Haut hier rauszukommen.«

Verbissen richtete er sich wieder auf. Abermals versuchte er, die Fesseln abzustreifen. Wieder hatte er damit keinen Erfolg. Er dachte an das Funkgerät, das hoffentlich noch unversehrt in der Brusttasche seines Jacketts steckte.

Der Hüne überlegte, wie er an das Gerät herankommen konnte.

Doch er war zu sehr erschöpft. Er mußte erst wieder Kräfte sammeln.

Deshalb entspannte er sich völlig, lehnte sich zurück, schloß die Augen und versuchte, sich zu konzentrieren.

***

Cora löste sich von der Tür. Derek Shapiro verlor vor Freude über dieses Wiedersehen beinahe den Verstand. Er befürchtete insgeheim, daß ihm seine Sinne einen Streich spielten und er sich das alles nur einbildete.

Sie hatte nicht eine einzige Schramme im Gesicht. Sie sah aus, wie Shapiro sie in Erinnerung hatte.

Aber sie lebte nicht mehr!

Und doch war sie da, kam auf ihn zu, lächelte.

»Cora!« stöhnte Derek Shapiro. »Du weißt nicht, wie glücklich mich dieses Wiedersehen macht.«

»Mich auch«, sagte das Mädchen. »Mich auch.«

»Warum hast du das getan, Cora? Warum bist du mit dem Wagen so gerast?«

»Ich mußte es tun. Oxoran hat es von mir verlangt.«

»Hat er denn so große Macht über dich?«

»Mehr Macht, als du dir vorstellen kannst, Derek.«

»Ich dachte, du wärst in mich genauso unsterblich verliebt wie ich in dich, Cora«, sagte Shapiro vorwurfsvoll.

»Das war ich. Bis mich der Ruf Oxorans erreichte.«

»Wir wollten heiraten.«

»Daraus wird nun nichts mehr, Derek.«

»Kann es denn nicht mehr so wie früher mit uns werden?«

»Das ist unmöglich, Derek.«
»Aber wieso denn?«
»Weil ich tot bin.«
»Das glaube ich nicht. Du stehst hier vor mir. Ich kann mit dir sprechen. Nein, Cora. Hör auf, dieses grausame Spiel mit mir zu spielen. Du bist nicht wirklich tot.«
»Doch, Derek, das bin ich.«
»Wohin hat Oxoran dich geholt?« fragte Shapiro mit heiserer Stimme.
»In ein einsam gelegenes Haus.«
»Kann ich nicht auch dorthin kommen?«
»Das ist unmöglich!« sagte das Mädchen schroff. »Oxoran hat mich mit meinen Schwestern wiedervereint. Es ist kein Platz für dich in jenem Haus, Derek. Ich bin auch nicht mehr länger deine Braut. Ich gehöre nur noch Oxoran. Ich bin so glücklich, wie ich es mit dir niemals war.«
»Das ist nicht wahr!« schrie Shapiro gequält auf. »Das stimmt nicht. Du lügst, Cora.«
Das Mädchen fauchte mit funkelnden Augen. »Du hast keine Ahnung, wie herrlich ich mich seit jener Nacht fühle, Derek. Das verdanke ich Oxoran. Ich bin hierher gekommen, um mich dafür dankbar zu erweisen.«
Shapiro schaute das Mädchen verdattert an. »Hier?«
»Ja, Derek. Ich werde deine Seele dem Teufel opfern. Eine größere Dankbarkeit gibt es nicht. Asmodis wird begeistert sein. Und Oxoran wird mich zu seiner Lieblingshexe machen!«
Das Mädchen machte einen schnellen Schritt auf Derek Shapiro zu.
»Cora!« schrie der junge Mann entsetzt.
»Stirb, du lächerlicher Wicht!« fauchte das Mädchen.
Sie hatte ihre Hände bis jetzt vor Shapiro verborgen. Jetzt hob sie die krallenbewehrten Klauen. Sein Herz übersprang einen Schlag.
»O Gott, nein!« stöhnte er entsetzt.
Ihre Pranken sausten auf ihn zu. Sie riß ihm das Kissen unter dem Kopf weg und drückte es ihm brutal auf das Gesicht. Sie wollte ihn ersticken. Shapiro brüllte in das Kissen hinein. Er versuchte verzweifelt freizukommen, doch die Gipsverbände behinderten ihn so sehr, daß die Hexe leichtes Spiel mit ihm hatte.
»Stirb!« hörte er sie immer wieder zischen. »Stirb! Stirb! Stirb! Damit ich deine Seele dem Teufel bringen kann!«
Er drehte den Kopf entsetzt hin und her. Luft. Er brauchte Luft. Es gelang ihm, das Kissen für einen kurzen Augenblick hoch zudrücken. Er pumpte die Lungen voll und schrie sogleich um Hilfe.
Glück für ihn, daß in diesem Augenblick eine Krankenschwester an seinem Zimmer vorbeiging.
Die Frau blieb abrupt stehen. Sie stürzte in den Raum. Was sie im

selben Moment sah, ließ sie am Verstand des Patienten zweifeln.

Derek Shapiro war allein im Zimmer. Das Kissen lag auf seinem Gesicht, und er kämpfte damit. Die Schwester hastete zu ihm und entriss ihm das Kissen.

Er schaute sie mit irren Augen an.

»Nicht, Cora. Ich flehe dich an, tu's nicht. Laß mich leben. Bitte, laß mich leben!«

Die resolute Krankenschwester schlug Shapiro mehrmals leicht ins Gesicht und sagte: »Ich heiße nicht Cora, sondern Mabel, und ich habe nicht die Absicht, Ihnen irgend etwas anzutun, Mister Shapiro.«

***

Zwanzig Minuten später war ich bei Derek Shapiro. Ich hatte angefangen, mir Sorgen um Suko zu machen, der sich immer noch nicht mit mir in Verbindung gesetzt hatte.

Irgend etwas stimmte da nicht. Mich so lange warten zu lassen, war sonst nicht die Art meines chinesischen Freundes.

Hinter mir klappte die Tür auf. Waldo Tarum trat ein. Dr. Crofton Lindsay hatte ihn von Shapiros 'Anfall' informiert, und Waldo hatte mich davon in Kenntnis gesetzt. Ich hatte mich sofort auf den Weg gemacht.

Derek Shapiros nervlicher Zustand hatte sich wieder wesentlich verschlechtert. Er zuckte ständig mit den Wangen und zitterte buchstäblich am ganzen Körper, während er von seinem schrecklichen Erlebnis mit Cora berichtete.

»Ich war so glücklich, sie wiederzusehen«, sagte Shapiro krächzend. »Aber sie war nicht gekommen, um mir Freude zu machen. Sie wollte mich töten, Sinclair. Sie sagte, sie wolle sich Oxoran gegenüber dankbar erweisen, deshalb würde sie meine Seele dem Teufel opfern. Und dann… Oh, es war grauenvoll… Sie hatte Pranken, Sinclair! Richtige Pranken, verstehen Sie? Damit packte sie das Kissen, riß es mir unter dem Kopf weg und drückte es mir auf das Gesicht…«

Er schluchzte, brauchte einige Sekunden, um weitersprechen zu können.

»Ich dachte, meine letzte Stunde hätte geschlagen. Sie können sich meine Angst nicht vorstellen. Ich bekam keine Luft unter dem Kissen. Ich geriet in Panik. Ich schlug um mich, und als ich das Kissen kurz hochdrücken konnte, brüllte ich um Hilfe… Sie müssen mir glauben, was ich Ihnen erzähle, Sinclair.«

Ich nickte ernst. »Ich glaube Ihnen, Derek.«

»Wirklich?« Er sah mich ungläubig an.

»Natürlich.«

»Die Krankenschwester… sie hat mir das Leben gerettet. Als sie hereinkam, war es mit dem furchtbaren Spuk vorbei.«

Ich erinnerte mich an eine ähnliche Situation. Sie hatte sich in Murray Rogans Haus zugetragen. Die Gardinen hatten mich zu erwürgen versucht, und als der Hausherr den Salon betreten hatte, war schlagartig alles vorbei gewesen.

»Ich glaube Ihnen jedes Wort«, sagte ich deshalb noch einmal.

»Sie sagte, sie wäre jetzt mit ihren Schwestern wiedervereint, Sinclair«, erzählte Shapiro. »In einem einsam gelegenen Haus. Dieser Oxoran hat sie zu sich geholt. Cora hoffte, daß er sie zu seiner Lieblingshexe machen würde, wenn sie meine Seele dem Teufel opferte…«

Das war bislang die interessanteste Neuigkeit.

Cora Finley – das brave, liebenswerte, anständige Mädchen – war zur Hexe geworden!

Crofton Lindsay betrat nun ebenfalls den kleinen Raum. Ich machte Waldo Tarum den Vorschlag, nach draußen zu gehen.

Der Inspektor nickte.

Dem Arzt war es recht, daß wir uns verabschiedeten. Shapiro hatte sich während des Gesprächs zu sehr aufgeregt. Es würde Dr. Lindsay einige Mühe abverlangen, den Patienten wieder zu beruhigen.

Ich drückte Shapiro die Hand und sagte besänftigend: »Machen Sie sich keine Sorgen, Derek. Haben Sie Vertrauen zu uns. Wir werden alles wieder ins rechte Lot bringen. Ein Vorfall wie dieser wird sich nicht wiederholen.«

Draußen auf dem Korridor machte ich an den Querbalken der Tür einige weißmagische Zeichen mit der Kreide.

Dann sagte ich zu Waldo: »Es wäre gut, wenn du Shapiro rund um die Uhr bewachen ließest.«

Der Inspektor nickte. »Das veranlasse ich. Du kannst dich darauf verlassen, John.«

»Gut«, sagte ich.

Waldo telefonierte von der Aufnahme aus und meinte hinterher zu mir: »Bei meinen Leuten ist er sehr gut aufgehoben.«

»Das schafft mir Erleichterung«, sagte ich und begab mich mit Waldo in die Kantine. Wir tranken dort Tee. An den Tischen neben uns saßen Krankenhauspatienten.

Die einen warteten noch auf ihre Operation. Die anderen hatten sie bereits hinter sich. Ihre Gesichter hatten irgendwie alle den gleichen Ausdruck: leidend.

Hexen!

Mir ging das nicht mehr aus dem Kopf. Cora war von Oxoran zur Hexe gemacht worden. Oder war sie früher schon mal eine Hexe gewesen?

Dazu hatte mir Waldo Tarum etwas Interessantes zu berichten. »Wie du weißt«, sagte mein kanadischer Freund, während er den Süßstoff

im Tee verrührte, »jage ich meine Leute kreuz und quer durch die Stadt, damit sie mehr über Oxoran in Erfahrung bringen.«

Ich nickte stumm.

»Vor einer Stunde erfuhr ich, daß Oxoran damals, vor zwanzig Jahren, sein Unwesen nicht allein hier in Montreal getrieben hat. Er war zwar der Initiator all der schrecklichen Dinge, die geschahen, aber er führte sie nicht immer selbst aus. Er hatte ekelhafte Gesellschaft: drei Hexen! Angeblich hat er mit ihnen zusammengelebt. Sie waren eine eingeschworene Gemeinschaft…«

Worte wie 'Rückkehr' und 'Wiedersehen' stiegen wieder in mein Bewusstsein hoch. Sie waren gefallen, als sich die drei Mädchen voller Freude das Leben genommen hatten.

Cora Finley, Gwendy Pengger und Ann Rogan waren zu Oxoran 'zurückgekehrt'!

Ich hatte dafür nur eine einzige plausible Erklärung: Seelenwanderung!

Irgend jemand mußte vor zwanzig Jahren diese Höllengemeinschaft zerschlagen haben. Oxoran und seine drei Hexen verschwanden daraufhin von der Bildfläche. Es ist für eine Hexe ein Kinderspiel, sich in den Körpern neugeborener Kinder zu verstecken.

Hatten Oxorans Hexen die letzten zwanzig Jahre auf diese Weise überdauert? Shapiro hatte gesagt, etwas wäre aus Cora herausgebrochen.

Das Böse, das all die Jahre seit ihrer Geburt in ihr geschlummert hatte? Das auf den Augenblick gewartet hatte, wo es von Oxoran geweckt werden würde?

Als Oxorans Ruf sie erreichte, benötigten die Hexen die Körper nicht mehr, in denen sie sich versteckt hatten. Sie gaben sie auf, indem sie sie vernichteten. Cora – indem sie mit dem Auto in den Tod raste. Gwendy verbrannte sich. Ann stürzte sich vom Dach des elterlichen Hauses.

Ich hatte meine erste Theorie, die mir ausbaufähig erschien. Ich teilte sie Waldo mit.

»Ich glaube, du hast in diesem Fall soeben einen großen Schritt vorwärtsgetan, John«, sagte der Inspektor erregt.

Oxoran hatte die drei Hexen in ein einsam gelegenes Haus gerufen. Ich fragte Waldo, ob er dieses Haus kenne.

Er verneinte bedauernd, aber er versprach mir, weiter am Ball zu bleiben. »Vielleicht erfahre ich noch einiges mehr über Oxoran, das dich näher an ihn heranbringt«, sagte er.

Dazu wünschte ich ihm und seinen Männern viel Erfolg.

***

Eine Stunde später beschlossen die grausamen Hexen, zum erstenmal

wieder gemeinsam zuzuschlagen. Sie hielten sich im Keller jenes abseits gelegenen Hauses auf, in dem sie tun und lassen konnten, was sie wollten. Es würde kaum jemandem auffallen.

Suko war bei ihnen. Er wartete auf seine Hinrichtung. Suko, der Mann, dem Oxoran das Herz aus dem Leibe reißen wollte, nachdem er ihn bis aufs Blut gepeinigt hatte…

Cora, Ann und Gwendy umringten soeben einen Tisch. Sie faßten sich an den abscheulichen Pranken und erneuerten ihren Treueschwur, der sie mit dem Fürsten der Finsternis verband.

Sie sprachen zischend und murmelnd, während sie sich schleichend im Kreis bewegten.

Auf dem Tisch befanden sich magische Zeichen. Sie wurden von innen heraus erhellt, leuchteten zunächst nur wenig, allmählich aber mehr, und je lauter die Hexen dem Satan huldigten, desto heller wurde der Schein, den die magischen Symbole abstrahlten.

Und plötzlich verwandelte sich dieser Schein in ein grelles Höllenfeuer. Es zischte und prasselte, es züngelte und tanzte über den gefährlichen magischen Symbolen, die die Macht des Bösen versinnbildlichten und in sich vereinigten.

Unheimliches Leben war in diesen Zeichen. Sie bewegten sich, schienen den Hauch des Bösen auszustoßen, veranschaulichten auf eine erschreckende Weise die Macht der Hölle.

Winzige Horrorfratzen tanzten in den Flammen. Sie geiferten, hechelten und stachelten die schwarzen Seelen der Hexen an. Die Bräute des Satans bewegten sich schneller um den Tisch.

Ihre Gesichter verzerrten sich. Sie stießen markerschütternde, krächzende Schreie aus, während sich in ihren gemeinen Augen das grelle Feuer widerspiegelte.

»Töten!« kreischten die Weiber. »Wir werden wieder töten! So wie früher! Schwestern, wird das ein Spaß werden!«

Im Feuer tauchten schaurige Visionen auf, die die Hexen begeisterten. Lange Flammenzungen leckten über ihre gertenschlanken Körper. Die Bräute des Teufels fühlten sich von ihnen liebkost, bogen sich unter der Berührung ekstatisch und stießen lüsterne Schreie aus.

»Wir werden das Grauen in die Stadt tragen!« zischten sie. »Wir werden die Menschen quälen und schockieren. Wir werden sie die Macht der Unterwelt spüren lassen! Ächzen werden sie unter unserem Regime! Und Oxoran wird sich eines Tages zum unangefochtenen Herrscher über sie aufschwingen!«

Mit schrillem Gelächter tobten sie um den Tisch.

Sie verschmolzen in einer kreiselnden Bewegung mit dem grellen Feuer und lösten sich allmählich darin auf.

Ihr Horrortrip nahm seinen Lauf…

***

Jerry Morell war vierzig. Ein Mann in den besten Jahren, hätte man meinen können, aber Jerry steckte in einer schlimmen Krise. Er litt an Schlafstörungen und Appetitlosigkeit, hatte Magengeschwüre, und vor sechs Monaten war ihm die Frau davongelaufen.

Er lebte die meiste Zeit von Pillen, was seiner angegriffenen Gesundheit auch nicht gerade besonders zuträglich war, und er hatte in der Werbeagentur, die ihn beschäftigte, einen harten Existenzkampf zu bestreiten, denn auf seinen Job waren zwei jüngere, dynamische Kollegen scharf…

Und wie es aussah, hätte der Chef des Unternehmens nichts dagegen gehabt, wenn einer von den beiden Konkurrenten Morells das Rennen gemacht hätte. Vermutlich nörgelte er aus diesem Grund ständig an Jerry Morells Arbeiten herum.

Nichts paßte ihm mehr. Jerry wußte, daß diese Situation langsam untragbar wurde. Da er aber noch keinen anderen Job in Aussicht hatte, hielt er stets verbissen den Mund, wenn sein Chef ihn tadelte.

Aber eines Tages würde ihm der Kragen platzen, dann würde er dem Alten all das an den Kopf werfen, was sich im Laufe der Zeit in ihm aufgestaut hatte.

An diesem Tag ließ der Chef ihn wegen der Werbekampagne für Molkereiprodukte rufen.

Jerry Morell betrat das Vorzimmer seines Chefs. Die rothaarige Sekretärin hob kurz den Kopf. Ihr Blick verriet ihm, daß auch sie ihn bereits abgeschrieben hatte.

»Hallo, Nelly«, sagte er, um Freundlichkeit bemüht.

Sie wies auf die Mahagonitür. »Sie können gleich hineingehen, Mister Fallota erwartet Sie bereits, Jerry.«

Morell räusperte sich und richtete seinen Krawattenknopf. Dann fragte er: »Wie ist denn heute so die Stimmung?«

»Das Barometer steht auf Sturm, fürchte ich.«

»Au weia.«

»Ich würde Mister Fallota an Ihrer Stelle nicht warten lassen.«

Jerry Morell nickte. Er fuhr sich mit den Fingern durch das dichte schwarze Haar und steuerte die Höhle des Löwen an.

Er klopfte. Ein bissiges »Herein!« war die Antwort.

Jerry Morell trat ein. »Sie wollten mich sprechen, Sir?«

Rob Fallota nickte grimmig. »Allerdings, Morell. Allerdings! Schließen Sie die Tür.«

Jerry Morell kam der Aufforderung nach und durchquerte anschließend das elegante, holzgetäfelte Büro des Chefs. Er blieb vor Fallotas Schreibtisch abwartend stehen.

Der Alte hatte Morells Vorschläge und Entwürfe für die geplante Werbekampagne vor sich liegen. Er betrachtete sie, als wären sie

übelriechender Mist.
»Setzen Sie sich, Morell!« kam es knapp über die feucht glänzenden Lippen Fallotas.
Jerry nahm Platz.
»Ich hoffe, Sie können Kritik vertragen«, sagte der Chef.
»Selbstverständlich, Sir.«
»Dann nehmen Sie es mir vermutlich nicht übel, wenn ich Ihnen sage, daß dies der größte Dreck ist, der mir jemals von einem meiner Mitarbeiter vorgelegt worden ist!«
Jerry Morell lief rot an. Wut hämmerte in seinem Kopf. Er war lange genug in der Branche tätig, um zu wissen, daß seine Einfälle gut waren. Fallota hatte schon schwächere Ideen von anderen Kollegen mit Begeisterung aufgenommen.
»Sir, ich…«, setzte Morell zu seiner Verteidigung an, doch Rob Fallota winkte mit einer herrischen Handbewegung ab.
»Sie sind wohl nicht mehr zu retten, Morell!« brüllte er mit voller Lautstärke. »Wie können Sie es wagen, mir dieses infantile Geschmiere vorzulegen? Wenn ich Ihre Vorschläge unserem Auftraggeber unterbreite, sind wir den Mann für immer los. Und nicht nur das. Dann sind wir in der gesamten Branche als eine Bande von gehirnamputierten Neurotikern verschrien. Man würde uns nicht mal mehr eine Werbung für Hundefutter machen lassen, Mensch. Nun sagen Sie mir, was mit Ihnen los ist, Morell. Ich habe Sie immer als einen zuverlässigen und äußerst kreativen Mitarbeiter geschätzt. Aber was Sie in letzter Zeit liefern, ist nur noch übelster Schund.«
Jerry Morell biss sich auf die Lippen.
Kein Widerspruch! sagte er sich ständig. Halt die Klappe, sonst bist du den Job los.
»Wann waren Sie zum letzten mal im Urlaub?« fragte Fallota.
»Vor zwei Monaten.«
»Ich wollte Ihnen den Vorschlag machen, mal auszuspannen. Aber wenn Sie vor zwei Monaten erst Ihre Ferien hatten… Ich versuche, Sie bis zu einem gewissen Grad ja zu verstehen, Morell. Wir alle stecken irgendwann mal in einer Krise. Deshalb lasse ich einen Mitarbeiter, mit dem ich jahrelang erfolgreich zusammengearbeitet habe, nicht so einfach fallen. Aber irgendwo muß auch die Humanität ihre Grenzen haben, das sehen Sie doch ein. Ich kann niemanden, selbst wenn er noch so gut war, über längere Distanz mitschleppen. Das trägt die Firma einfach nicht. Sie müssen das verstehen. Es wäre auch Ihren Kollegen gegenüber nicht fair…«
Jerry Morell kochte vor Zorn.
Gib’s ihm! schrie eine Stimme in ihm. Laß es dir nicht mehr länger gefallen. Beiß endlich zurück. Du hast ein Recht dazu. Er darf dich nicht ständig wie einen Schuhabstreifer behandeln.

Rob Fallota drückte auf die Taste der Gegensprechanlage und trug seiner Sekretärin auf, zwei Kognaks zu bringen.

Sie trug sie eine Minute später zur Tür herein und stellte sie auf Fallotas Schreibtisch. Danach stöckelte sie aus dem Raum. Der Blick, mit dem sie Jerry Morell streifte, sagte ihm, daß sie ihn bereits abgeschrieben hatte.

Fallota griff nach seinem Schwenker. Er wies mit den Augen auf das andere Glas. Jerry Morell griff mechanisch danach.

»Ich will Ihnen beweisen, daß ich ein Herz im Leibe habe, Morell«, sagte der Alte nun sanft. »Ich betone es bei unseren Weihnachtsfeiern und zu verschiedenen anderen Anlässen immer wieder, daß ich meinen Betrieb als eine große Familie betrachte. Jeder meiner Mitarbeiter kann mit seinen Sorgen und Schwierigkeiten zu mir kommen. Ich bin jederzeit bereit, mit ihm über seine Probleme zu reden. Oft läßt sich so ein Weg finden, der aus der Sackgasse herausführt… Ich hörte, daß Sie die Scheidung ziemlich mitgenommen hat.«

Jerry Morell schwieg.

Rob Fallota ließ den Kognak in seinem Glas kreisen.

»Ich hörte, Sie gehen häufig zum Arzt. Ein Mann in Ihrem Alter, Morell…«

Jerry Morell preßte die Lippen fest aufeinander.

Still! Sei um Himmels willen still! sagte er sich.

»Ich bin kein Unmensch, Morell«, sagte Fallota gönnerhaft.

Er kotzt mich an! schrie es in Morell. Wie er mich ankotzt!

»Deshalb bin ich bereit, Ihnen noch eine Chance zu geben.«

Wie großzügig von ihm!

»Setzen Sie sich in aller Ruhe noch einmal mit Ihrer Arbeit auseinander. Ich bin sicher, Ihnen wird etwas Besseres einfallen als das da.« Fallota wies verächtlich auf die Vorschläge und Skizzen. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Nehmen Sie einen Schluck von diesem vorzüglichen Kognak, und dann sagen Sie mir, was Ihr Problem ist, Morell.«

Jetzt platzte es aus ihm heraus.

Er konnte sich nicht mehr länger zurückhalten. Mit zornfunkelnden Augen sprang er auf.

»Mein Problem sind Sie, Fallota!« brüllte Jerry Morell. Die Adern traten ihm dabei weit aus dem Hals. »Ich besitze genügend Urteilsvermögen, um meine Arbeit objektiv einschätzen zu können. Die Vorschläge, die ich Ihnen unterbreitet habe, sind gut. Wenn Webster oder Moreno sie Ihnen vorgelegt hätten, wären Sie hellauf begeistert gewesen. Sie bezeichnen sie bloß als Dreck, weil sie von mir kommen.«

»Morell!« schrie Fallota zornig. Er haßte jede Art von Widerspruch.

»Ich bin noch nicht fertig, Sir!«
»Was erlauben Sie sich?«
»Halten Sie die Luft an, Mann. Ich habe mich von Ihnen lange genug treten lassen, aber damit ist es jetzt vorbei. Sie widern mich mit Ihrer selbstherrlichen Art an. Ihr joviales Getue löst bei mir Schreikrämpfe aus. Sie sind ein blöder, eingebildeter Fettsack, der ohne unsere Ideen überhaupt nicht existieren könnte…«
»Morell!« schrie Rob Fallota und sprang mit grauen Flecken an den Wangen auf. Er jappte nach Luft. »Morell! Sie sind entlassen!«
»Darum wollte ich Sie gerade bitten«, sagte Jerry Morell mit fester Stimme. »Hier haben Sie Ihren Kognak zurück, damit es nicht heißt, Sie hätten mir etwas geschenkt.«
Jerry holte aus. Es war ihm eine Wonne. Er schüttete dem Dicken den Kognak mitten ins Gesicht, drehte sich um und stolzierte wie ein großer Sieger aus dem Zimmer.
Zur Rothaarigen sagte er: »Bringen Sie ihm ein Handtuch. Er hat gerade ein Vollbad in meinem Kognak genommen.«
Er wußte, daß er seinen Job nun los war, aber es machte ihm nichts aus. Er fühlte sich großartig, befreit und erleichtert, und er sagte sich, daß er das schon viel früher hätte tun sollen.
Als er in den Fahrstuhl stieg, dachte er, ein neuer Lebensabschnitt würde nun vor ihm liegen. Doch Jerry stand bereits mit dem Tod auf du und du. Der Aufzug entführte ihn in eine Welt des Grauens.
Jerry Morell merkte nicht sofort, daß mit dem Aufzug etwas nicht stimmte. Noch war er zu sehr mit den Nachwirkungen der Auseinandersetzung beschäftigt.
Ihm fielen viele Dinge ein, die er Fallota noch gern gesagt hätte. Aber so geht es den meisten Leuten. Während sie streiten, bringen sie nur einen Bruchteil von dem heraus, was sie auf dem Herzen haben.
Jerry grinste. Er hatte noch einmal Rob Fallotas verstörtes Gesicht vor sich. Er sah, wie dem Dicken der Kognak über die Wangen rann, und er mußte lauthals lachen.
Das hatte noch keiner mit dem Alten gemacht.
Vielleicht würde Fallota deswegen der Schlag treffen. Jerry Morells Züge wurden hart. Eines war gewiss, er würde diesem Blutsauger keine einzige Träne nachweinen. Ihm wurde warm.
Er zog den Krawattenknopf nach unten und öffnete den Hemdkragen, aber damit konnte er sich keine Erleichterung verschaffen. Was war los mit ihm? Hatte der Streit ein Nerven-Fieber ausgelöst? Unmöglich. Er fühlte sich seit langem nicht mehr so gut.
Die Hitze kam nicht aus seinem Inneren.
Sie wirkte von außen auf ihn ein. Die Fahrstuhlwände strahlten Wärme ab wie Herdplatten. Unvorstellbar, und doch war dies eine unleugbare Tatsache. Jerry Morell berührte eine Wand und verbrannte

sich daran die Finger. Erschrocken riß er die Hand zurück. Wie war so etwas möglich? Wie konnte aus dem Lift ein solcher Grillkäfig werden? Jetzt erst kam es Jerry Morell zu Bewusstsein, daß die Fahrt schon viel zu lange dauerte.

Vom sechsten Stock bis zum Erdgeschoss konnte die Kabine unmöglich so lange unterwegs sein. Morell blickte gehetzt zur Anzeigetafel. Keine der Etagenziffern leuchtete mehr auf.

Und der Lift fuhr immer noch.

Bei normaler Geschwindigkeit hätte sich der Fahrstuhl bereits zehn Stockwerke unter der Erde befinden müssen, aber das war unmöglich.

Die Hitze nahm zu. Durst quälte den Mann. Schweiß brach aus allen seinen Poren. Wohin brachte ihn dieser verdammte Aufzug? Wieso hielt er nicht endlich an? Was hatte das zu bedeuten?

Jerry Morell drückte auf sämtliche Knöpfe. Auch auf den weißen Knopf, mit dem man normalerweise die Fahrt zu jeder beliebigen Zeit stoppen konnte. Nichts passierte. Der Fahrstuhl sank weiter in die Tiefe.

Panik stieg in Jerry Morell hoch.

Er zweifelte an seinem Verstand. Irgend etwas stimmte nicht mehr mit ihm. Die Hitze machte ihm schwer zu schaffen. Er schwankte. Er hatte kaum noch Speichel im Mund.

Die Fahrstuhlwände fingen zu strahlen an. Je mehr sie sich erhitzten, desto heller leuchteten sie. Morell drehte sich zwischen diesen Wänden entsetzt im Kreis.

Er schrie um Hilfe.

»Haltet den verdammten Lift an!« kreischte er verzweifelt. »Stoppt endlich diesen gottverfluchten Fahrstuhl! Er bringt mich ja geradewegs in die Hölle!«

Die Talfahrt des Schreckens ging unaufhaltsam weiter. Jerry Morell war bereits in Schweiß gebadet. Die weißglühenden Wände blendeten ihn so sehr, daß er nichts mehr sehen konnte.

»Hilfe!« schrie er unermüdlich. »So helft mir doch!«

Sein Instinkt sagte ihm, daß er nicht mehr lange zu leben hatte.

»Ich will nicht sterben!« wimmerte er. »Ich will nicht…« Tränen quollen aus seinen Augen. Er schluchzte und schüttelte immerzu den Kopf. »Ich will nicht, ich will nicht, will nicht…«

Plötzlich ein Ruck.

Der verstörte Mann wurde sanft nach unten gedrückt. Dann stand der Fahrstuhl. Keine Geräusche mehr. Keine Bewegung mehr. Stille. Die Hitze nahm ab. Jerry Morell öffnete verwirrt die Augen.

Das grelle Leuchten war nicht mehr so intensiv. Bald färbten sich die Wände rot. Wenig später erkalteten sie.

Jerry Morell wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß vom Gesicht. Er fragte sich, wo er gelandet war. Nervös blickte er zu den

Etagenknöpfen. Ob er auf einen davon drücken sollte?

Oder ob er den Daumen lieber auf den roten Notrufknopf legen sollte?

Dazu entschloss er sich und handelte. Fast im selben Moment glitten die Fahrstuhltüren auseinander. Draußen herrschte unnatürliche Dunkelheit.

Und aus dieser Schwärze schälten sich drei Gestalten. Mädchen waren es. Hübsch. Gut gewachsen. Nur ihre Augen verrieten Jerry Morell, daß er von ihnen nichts Gutes zu erwarten hatte.

»Er hat auf den Notruf gedrückt«, sagte Cora Finley spöttisch.

»Er ist in Not«, sagte Ann Rogan.

»Ja, zum Teufel, das ist er wirklich«, sagte Gwendy Pengger kichernd.

Morell starrte die Mädchen entgeistert an. »Wo… wo bin ich?« stammelte er.

»Ist es für dich denn so wichtig, das zu wissen?« fragte Cora mit einem gemeinen Lächeln.

»Wer seid ihr?« fragte Jerry Morell heiser.

»Wir?« lachten die drei gefährlichen Hexen. »Wir sind deine Henkerinnen!«

Die Bräute des Teufels veränderten plötzlich ihr Aussehen. Ihre Köpfe quollen auf, nahmen eine gänzlich andere Form an, wurden zu Krötenschädeln, und als sie ihre Mäuler öffneten, blitzten dem Unglücklichen lange, scharfe Rattenzähne entgegen.

Jerry Morell prallte vor den scheußlichen Monstern zurück.

»Neiiin!« schrie er in höchster Not.

Die Hexen zerstörten seine Hoffnung und führten ihren Mordbefehl aus.

***

Ich drückte zum x-tenmal auf die Ruftaste meines CB-Geräts und sagte: »Suko! Hallo, Suko! Hier ist John! Verdammt noch mal, melde dich endlich!« Danach wartete ich gespannt, doch das kleine Gerät enttäuschte mich abermals.

Meine Kopfhaut zog sich zusammen. Eine Vielzahl von Möglichkeiten passierte vor meinem geistigen Auge Revue. Suko konnte mit der Kawasaki einen Unfall gehabt haben.

Dabei konnte sein Funkgerät kaputtgegangen sein. Dann konnte ich ihn lange rufen. Er würde mich nicht hören. Oder hatte er das Sprechfunkgerät verloren?

Ich saß in meinem seegrünen Pontiac und war zu unserem Hotel unterwegs. Vielleicht hatte Suko dort eine Nachricht für mich hinterlassen.

An der nächsten Ampel hatte ich rot.

Ich griff wieder zum CB-Gerät und rief erneut meinen chinesischen Partner. Und plötzlich erhielt ich Antwort von ihm. Er war ziemlich außer Atem. Hinter der Kreuzung hielt ich an, um mich besser auf das Gespräch konzentrieren zu können.

»Sag mal, wieso warst du so lange verschollen?« fragte ich ungehalten.

»Du würdest nicht so laut in das Mikro brüllen, wenn du wüsstest, was mir inzwischen alles zugestoßen ist, John«, gab der Chinese sauer zurück.

»Ich brenne darauf, es zu erfahren.«

»Ich war bei Pengger…«, begann mein Freund, und dann erfuhr ich seine Geschichte.

So erfuhr ich zum zweitenmal Einzelheiten über dieses merkwürdige Gebäude. Derek Shapiro hatte es schon mal erwähnt. Es war der Sitz von Oxoran und seinen drei Hexen. Auch über sie wußte mir Suko einige haarsträubende Dinge zu berichten.

Blieb immer noch die Frage offen, warum Suko sich auf mein Rufen nicht früher gemeldet hatte.

Er antwortete: »Sie haben mich gefesselt. Die Arme auf dem Rücken. Ich konnte nicht an das CB-Gerät herankommen.«

»Wie hast du’s schließlich doch geschafft?«

»Mit einigen lebensgefährlichen Verrenkungen. Ich zog die Arme unter dem Körper durch, zog die Beine nach – jetzt bin ich zwar immer noch gefesselt, aber meine Hände befinden sich nicht mehr hinten. Ich werde versuchen, die Beinfesseln zu lösen und anschließend die Handfesseln mit den Zähnen aufzuknabbern.«

»Guten Appetit«, sagte ich, aber wir lachten nicht darüber. Dazu war Sukos Lage viel zu ernst.

Er erzählte mir, daß Oxoran die Absicht hatte, ihn zu töten, weil er sich in dessen Angelegenheiten eingemischt hatte. Bestimmt hatte Oxoran dasselbe mit mir vor.

Einen Versuch hatte er bereits in Murray Rogans Haus unternommen.

Ich berichtete meinem chinesischen Freund davon, informierte ihn von Derek Shapiros Erlebnis mit der Hexe Cora, und dann kam Suko wieder zum Zug: »John«, sagte er warnend. »Ich weiß nicht genau, was für eine Teufelei diese Furien vorhaben, aber ich habe deutlich gehört, wie sie angekündigt haben, das Grauen in die Stadt zu tragen. Sie werden irgend etwas Gemeines tun, davon bin ich überzeugt. Ich wollte, ich könnte dir Einzelheiten mitteilen.«

Ich fragte Suko, ob er mir nicht wenigstens einen kleinen Anhaltspunkt geben könne, um ihn leichter zu finden.

»Tut mir leid, John«, erwiderte der Hüne. »Ich habe keinen Schimmer, wo sich Oxorans Haus befindet.«

Wir beendeten vorläufig das Gespräch.

Ich fuhr sofort nach Outremont, wo es Suko erwischt hatte. Er hatte mir die Stelle gut beschrieben. Ich fand sie auf Anhieb.

Bevor ich aus dem Pontiac stieg, schaute ich mich aufmerksam um. Niemand war zu sehen. Still und friedlich lag das kleine Wäldchen zu beiden Seiten der Straße.

Das Seil war längst nicht mehr da.

Ich verließ meinen Wagen. Sicherheitshalber prüfte ich den Sitz meiner Beretta, die in der Schulterhalfter steckte. Sie war mit geweihten Silberkugeln geladen, und ich hatte damit in Dämonenkreisen schon einigen Schaden angerichtet.

Ein geisterhaftes Rascheln in einem der Büsche ließ mich angespannt herumwirbeln. Die Pistole lag sofort in meiner Hand. Ich lief auf den Busch zu, entsicherte die Waffe und war bereit, nötigenfalls abzudrücken.

Langsam ging ich um das Gestrüpp herum. Vorsichtig setzte ich einen Fuß vor den anderen. Mit gespannter Aufmerksamkeit wartete ich auf den Angriff, doch er blieb aus.

Ich konnte hinter dem Busch keinerlei Spuren entdecken. Das beruhigte mich einigermaßen. Ich schob die Waffe in die Schulterhalfter zurück und kehrte um. Es mußte der Wind gewesen sein, der mich in Alarmbereitschaft versetzt hatte.

Ich fand an zwei Bäumen Spuren des Seils, von dem mir Suko erzählt hatte. Und wenig später entdeckte ich im Unterholz die Kawasaki.

Ich setzte mich wieder mit Suko in Verbindung. Seine Stimme kam nun deutlicher aus dem Funkgerät. Ein Beweis dafür, daß ich mich seiner derzeitigen Position genähert hatte.

Ich kündigte an, daß ich die Gegend nun aufmerksam abfahren würde, und Suko erwiderte: »Mach dir um mich keine Sorgen. Ich schaff's bestimmt allein, mich zu befreien. Sobald es mir gelungen ist, melde ich mich wieder. Dann kann ich dir auch verraten, wo Oxoran seinen Schlupfwinkel hat.«

Ich wiegte den Kopf. »Hoffentlich läßt dir Oxoran noch genügend Zeit. Bei dem Kerl weiß man niemals genau, wie man dran ist.«

Ich setzte mich in den Wagen.

Der Pontiac war erst hundert Yards weit gerollt, da schnarrte das Autotelefon. Ich griff nach dem Hörer. Der Anrufer konnte nur Waldo Tarum sein.

»Sinclair!« meldete ich mich.

»John…« Es war Waldo. Er war ziemlich aus dem Häuschen. »John, es ist etwas Furchtbares passiert!«

»Was denn?« fragte ich beunruhigt. Ich dachte an Sukos Worte. Die Hexen hatten etwas geplant. Hatten sie es etwa schon ausgeführt?

»Ein Mann namens Jerry Morell wurde vor einer halben Stunde tot in einem Fahrstuhl gefunden. Vollkommen blutleer. Kannst du sofort

kommen?«

Das Werk der Hexen! schoß es mir durch den Kopf.

»Natürlich«, sagte ich zu Waldo. »Wohin?«

»Dorchester Street 7564. Gegenüber dem Gebäude der Bell Telephone Company of Canada.«

»Ich komme, so schnell ich kann«, versprach ich und schob den Hörer in die Halterung.

***

Jerry Morells Leiche lag noch im Fahrstuhl. Ich warf nur einen kurzen Blick darauf.

Waldo Tarum gab mir eine Zigarette.

Ich reichte ihm dafür Feuer. Wir rauchten, während Jerry Morell in eine Zinkwanne gelegt wurde.

Die Männer von der Spurensicherung waren im Aufzug und in der Halle an der Arbeit. Ich war sicher, daß sie nichts finden würden. Aber wir mußten auch diese Chance nutzen.

Waldo erzählte mir, daß Jerry Morell sich mit seinem Chef gestritten und daß dieser ihn gefeuert hatte.

»Und nun liegt er in dieser Zinkwanne«, knirschte der Inspektor. Er war wegen seiner Ohnmacht wütend. »Warum hat es ausgerechnet ihn erwischt, John? Kannst du mir das erklären?«

Ich holte etwas weiter aus und sprach zunächst von Suko und davon, daß mein Freund sich in Oxorans Gewalt befand.

Danach meinte ich: »Ich glaube, die Furien sind ganz willkürlich vorgegangen. Suko hatte das im letzten Funkspruch angedeutet.«

»Du meinst, Jerry Morell hat es rein zufällig getroffen?«

»Ebenso gut hätte es jeden anderen in dieser Stadt treffen können«, sagte ich nickend.

Waldo Tarum fuhr sich ächzend über die Augen und über seine Wangen. »Großer Gott, was kommt da auf uns zu?«

Mehrere Reporter durchbrachen die Polizeikette. Sie ließen wie verrückt ihre Blitzgeräte aufflammen, denn sie wußten, daß sie nur wenige Sekunden Zeit hatten. Dann würde man sie wieder hinausbitten.

Mehrere Beamte kümmerten sich um die Reporter, die noch schnell eine Aufnahme von der Zinkwanne und ein Bild von Inspektor Tarum schossen.

Als die Zinkwanne hinausgetragen wurde, blickte ihr Waldo grimmig nach. Gleich darauf sah er mich besorgt an, und was er dann sagte, ließ mir einen kalten Schauer über den Rücken laufen: »Weißt du, was ich befürchte, John? Daß Suko so aussieht wie Jerry Morell, wenn wir ihn wiedersehen.«

***

Suko war es gelungen, die Fußfesseln zu lösen. Nun führte er die Hände an seinen Mund und nagte geduldig an den dicken Knoten. Nur keine falsche Hast jetzt, sagte er sich. Er wußte aus Erfahrung, daß man dann häufig doppelt so lange brauchte, weil viele Fehler die Arbeit verzögerten.

Allmählich lockerte sich der Knoten.

Suko nagte weiter. Er versuchte, nicht an Oxoran zu denken, obwohl ihm dieser verfluchte Teufel im Nacken saß.

Oxoran hing wie ein Damoklesschwert über ihm. Dieses Schwert konnte jeden Augenblick auf den hünenhaften Chinesen herabsausen…

Schweiß perlte auf seiner Stirn. Er war optimistisch, daß er es schaffen würde freizukommen. Doch da war eine innere Stimme, die Suko verdammte, denn sie unkte immer wieder: ‘Du kommst hier nicht raus! Du bist verloren! Nichts kann dich mehr retten!’ Suko wollte dieser Stimme das Gegenteil beweisen.

Deshalb arbeitete er verbissen an seiner Befreiung weiter. Der erste Knoten löste sich. Suko nahm sich sogleich den nächsten vor. Und dann den dritten. Die Fessel lockerte sich.

Und eine Minute später war der Chinese frei.

Er erhob sich, machte einige schnelle Kniebeugen und massierte die Handgelenke, die ihn schmerzten. Das gestaute Blut begann, langsam wieder zu zirkulieren.

Suko verspürte ein unangenehmes Prickeln bis in die Fingerspitzen. Der Chinese machte sich nichts vor. Frei war er noch lange nicht. Man hatte ihn in diesen kleinen Raum eingesperrt, und es waren gewiss noch etliche Hindernisse zu überwinden, um aus diesem Haus zu gelangen.

Suko trat an die Tür.

Er griff nach der Klinke. Abgeschlossen. Ganz klar. Er hatte damit gerechnet. Und da er nicht über die Fähigkeit der Hexen verfügte, durch geschlossene Türen gehen zu können, mußte er sie aufbrechen.

Das würde nicht ungehört bleiben.

Suko legte deshalb zunächst sein Ohr an die Tür und lauschte angestrengt. Nichts. Die Hexen waren ausgeflogen, und auch Oxoran schien nicht hier zu sein. Möglicherweise hielt er sich oben im Haus auf.

Dann würde er wie der Teufel heruntergesaust kommen, wenn die Tür mit lautem Krach aufflog. Aber das mußte Suko riskieren. Der Weg zurück in die Freiheit führte allein durch diese Tür.

Er trat zurück, hob das Bein und rammte es in Schlosshöhe gegen das dicke Holz. Beim ersten Versuch tat sich überhaupt nichts. Suko legte mehr Kraft in seinen zweiten Tritt.

Daraufhin knirschte das Holz. Und beim dritten Tritt flog die Tür auf

und knallte gegen die Wand.
Suko hob seine Fäuste.
Keine Reaktion auf den Knall. Um so besser.
Er verließ seine »Zelle«. Seine Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt. Er rechnete in jeder Sekunde mit einem heimtückischen Angriff.
Das war vernünftiger, als allzu sorglos durch den Keller zu schreiten. Ein geheimnisvoller Lichtschein zog Sukos Aufmerksamkeit auf sich. Der Chinese entdeckte einen Tisch, dessen magische Zeichen weiß leuchteten.
Plötzlich begann das Licht zu pulsieren. Die magischen Symbole schienen den Störenfried wahrgenommen zu haben. Sie reagierten ziemlich heftig auf Sukos Nähe.
Ein gefährliches, aggressives Zischen flog durch den Raum.
So seltsam es klingen mochte, dieses Zeichen bewachte den Chinesen. Es beobachtete ihn und hatte anscheinend von Oxoran den Auftrag erhalten, den Gefangenen nicht entkommen zu lassen.
Hell loderte mit einemmal eine Flammensäule vom Tisch auf.
Suko mußte daran vorbei. Die Kellertreppe befand sich weit hinter dem Tisch. Er wollte losrennen. Da erfüllte auf einmal ein schrilles Kreischen den Raum. Gleichzeitig lösten sich Blitze von den magischen Symbolen, die wie glühende Lanzen auf den Chinesen zurasten.
Suko schnellte sich zur Seite. Eines der glühenden Geschosse streifte seinen Hals. Es versengte seine Haut. Er biss die Zähne zusammen und kämpfte gegen den wahnsinnigen Schmerz an.
Aufgeben kam für ihn nicht in Frage. Er bückte sich und versuchte, unter dem Niveau des Feuers durchzukriechen. Wieder war dieses markerschütternde Kreischen zu hören.
Wieder trieben ihn mehrere Blitze weit zurück.
Und dann hoben die magischen Symbole in Gedankenschnelle vom Tisch ab. Senkrecht standen sie in der Luft. Waagerecht leckten die Feuerzungen dem mutigen Chinesen entgegen.
Das Feuer weitete sich aus. Es toste und brauste. Es entwickelte eine enorme Hitze, die Suko den Atem nahm. Eine der Feuerzungen strich blitzschnell über Sukos Gesicht.
Er schrie auf und sprang zurück.
Gelächter. Schadenfroh. Hohntriefend. Gemein. Es roch nach verbranntem Horn. Suko konnte einen Moment lang nichts sehen. Er wankte zurück. Und als er die Augen wieder öffnete, sah er, daß ihm die magischen Symbole folgten.
Er konnte gegen ihre Hitze nicht bestehen. Er war gezwungen, in seine ‘Zelle’ zurückzuweichen.
Sobald er wieder in dem kleinen, feuchten Raum war, krachte die

Tür ins Schloß, das plötzlich wieder intakt war, als hätte es Suko niemals beschädigt.

Suko schlug voller Wut mit den Fäusten gegen die Tür und schrie: »Verdammt! Verdammt! Verdammt!«

Es schien so, als müsse er bis zu seinem Ende Oxorans Gefangener bleiben…

***

An diesem Tag befanden sich Oxorans Hexen im Blutrausch. Niemand vermochte ihnen Einhalt zu gebieten. Niemand außer Oxoran, doch der sah nicht ein, warum er das hätte tun sollen.

Cora, Arm und Gwendy sollten sich ruhig austoben, das war ganz in seinem und im Sinne der Hölle.

Und die Furien trieben es so wild, wie sie es noch nie getrieben hatten. Nachdem sie Jerry Morell ermordet hatten, zogen sie weiter durch Montreal.

Sie tobten mit einem erschreckenden Hölleneifer durch die Stadt. Sie trugen Angst, Schrecken und Grauen in die Häuser. Sie trieben Menschen in den Wahnsinn.

Zahlreiche Unfälle gingen auf ihr Konto. An diesem schrecklichen Tag tobte die Hölle durch Montreal, und die Leute gerieten in Panik.

Niemand wußte, warum das alles passierte. Die Hexen entfesselten Feuersbrünste, ließen Gasleitungen platzen, zerstörten Wasserrohre. Eine Hiobsbotschaft löste die andere ab.

Panik und Hysterie griffen immer schneller um sich. Sie zogen immer größere Kreise. Bald wußte jedermann in Montreal, daß der Teufel los war.

Die Menschen glaubten, das Ende der Welt stünde bevor. Sie eilten in die Kirchen und beteten für ihr Seelenheil. Viele von ihnen hatte es nach vielen Jahren zum erstenmal wieder in die Kirche getrieben.

Das Ende schien nahe zu sein.

Jemand war drauf und dran, Montreal in einen furchtbaren Höllenschlund zu stürzen.

Sein Name war Oxoran.

***

Waldo Tarum raufte sich die Haare. Ich war bei ihm im Büro. Die Telefone liefen heiß. Der Inspektor war nahe daran durchzudrehen. Pausenlos kamen Anrufe von oben.

Der Captain, der Polizeipräsident, der Bürgermeister… Alle wollten wissen, was in ihrer Stadt los war.

Waldo gab einige dieser Anrufe an mich weiter. Ich versuchte, die Leute zu beschwichtigen, bat sie, dafür zu sorgen, daß sich die Panik nicht weiter in Montreal ausbreitete.

Ich war gezwungen, diese Leute zu belügen, indem ich sagte, daß ich

die Sache bereits im Griff hätte. In Wirklichkeit hatte ich noch keine Ahnung, wie ich an Oxoran herankommen sollte. Und wo Suko gefangengehalten wurde, wußte ich auch immer noch nicht.

Waldo nippte an seinem Kaffee. »Wenn das so weitergeht, gerät mein Nervenkostüm in Fransen«, stöhnte er. Er schaute mich flehend an. »Sag mir, was wir tun sollen, John.«

»Es wäre verdammt wichtig, das Haus zu finden, in dem Suko gefangengehalten wird«, sagte ich ernst. »Dort steckt vermutlich auch Oxoran. Ich würde ihn zwingen, sich mir zu stellen, und irgendwie würde ich es dann schon schaffen, ihm für immer den Garaus zu machen.«

»Meinst du nicht, daß dir dieser Kerl mit seinen drei Hexen überlegen ist, John?«

»Auch er hat – wie jeder Dämon – einen schwachen Punkt. Sobald ich den gefunden habe, ist Oxoran keine Gefahr mehr für uns, Waldo.«

»Angenommen, du findest diesen Punkt nicht.«

»Ich finde ihn!«

»Okay. Wenn du ihn aber nicht schnell genug findest?«

»Dann«, sagte ich mit finsterer Miene, »kann keiner mehr etwas für Montreal tun. Dann fällt die Stadt in Oxorans Hände.«

Waldo stöhnte auf. Er legte sein Gesicht in die Handflächen und sagte: »Ich wage nicht, daran zu denken.« Er erhob sich und stellte sich neben mich. Ich sah mir die Wandkarte genau an und kümmerte mich speziell um das Gebiet, wo ich Suko vermutete.

»Es gibt dort Dutzende von abseits gelegenen Häusern, John«, sagte Waldo. »Es ist unmöglich, daß wir sie uns alle ansehen. Das würde zu lange dauern. Wir sollten uns etwas anderes einfallen lassen.«

Ich blickte Waldo voll an. »Na schön. Und was?«

»Du bist der Geisterjäger, John, nicht ich.«

Ich nickte. »Richtig. Und ich werde mich auf die Suche nach meinem verschwundenen Freund begeben, denn wenn ich ihn gefunden habe, kenne ich auch Oxorans Versteck!«

»Und inzwischen geht Montreal unter!« schrie Waldo Tarum mir wütend ins Gesicht. Aber dann senkte er verzweifelt den Kopf, seufzte schwer und sagte leise: »Verzeih, John. Ich wollte dich nicht anbrüllen. Das steht mir nicht zu. Du weißt besser als ich, was zu tun ist. Entschuldige bitte!«

***

Sie waren zurückgekommen. Suko hörte sie lachen und kreischen. Sie wirbelten durch den Keller und tanzten vergnügt. »Oxoran wird mit uns zufrieden sein!« riefen sie. »Wir haben an diesem ersten Tag großartige Arbeit geleistet. Die Stadt ist in hellem Aufruhr. War das ein Vergnügen.«

Suko überlief es eiskalt.

Sie kamen nicht, um nach ihm zu sehen. Sie waren sicher, daß er noch hier war. Schließlich waren die magischen Symbole zuverlässiger als der schärfste Wachhund.

Oben knallte eine Tür.

Die Hexen verstummten kurz. »Oxoran!« sagten sie dann. »Das ist Oxoran. Kommt, wir gehen zu ihm und erzählen ihm, was wir alles angestellt haben.«

Sie rasten aus dem Keller, und Suko stieß die Luft geräuschvoll aus. Er griff nach dem Funkgerät und rief mit unterdrückter Stimme John Sinclair. Der Oberinspektor meldete sich sofort. Er wollte Suko berichten, zu welchen schrecklichen Ereignissen es in der Stadt gekommen war.

Doch der Chinese unterbrach ihn: »Ich kann's mir ausmalen, John. Die Biester sind soeben wieder heimgekommen. Du hast keine Vorstellung, wie vergnügt sie sind. Sie sind völlig durchgedreht, kreischen und schütten sich aus vor Lachen, während sie von ihren entsetzlichen Gräueltaten berichten. Sie sind zu Oxoran gegangen, um damit zu protzen. Es ist widerlich, das kann ich dir sagen.«

»Suko, wieso bist du immer noch nicht frei?« fragte John Sinclair besorgt.

»Ich hab's versucht…«

»Und?«

»Es hat nicht geklappt. Ich kam nicht weit.«

»Was ist passiert, Suko?« fragte John erschrocken.

»Nachdem ich die Fesseln los war, trat ich die Tür auf. Ich gelangte in einen Raum, in dem ein seltsamer Tisch stand. Es befinden sich magische Zeichen darauf. Zeichen, die irgendwie leben. Ich hatte keine Ahnung, daß ich von dieser Symboleinheit wie von einem Höllenhund bewacht wurde. Es war mir unmöglich, daran vorbeizukommen.«

»Das gibt es doch nicht, Suko.«

»Wenn ich's sage. Diese Zeichen griffen mich mit Blitzen und Flammen an. Sie hätten mich getötet, wenn ich nicht zurückgewichen wäre. Sie trieben mich wieder in meine Zelle. Dann flog die Tür zu – und ich saß hier wieder fest. Niemand bedauert das mehr als ich, wie du dir denken kannst.«

»Was sind das für Symbole?«

»Ich habe sie in dieser Anordnung noch nie gesehen.«

»Glaubst du, daß sie mit Oxoran und seinen Hexen in irgendeinem Zusammenhang stehen?«

»Das ist kein schlechter Gedanke«, sagte Suko. »Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Aber jetzt, wo du davon sprichst, bin ich davon überzeugt, daß Oxoran und seine Furien ihre Kraft aus diesen

Symbolen schöpfen. Ich könnte mir vorstellen, daß es den Hexen und ihrem Meister verdammt dreckig geht, wenn es jemandem gelingt, die Symbole zu zerstören. Vielleicht geht die ganze Bande aus dem Schattenreich sogar zugrunde, wenn man sie ihrer Kraftquelle beraubt.«

»Das wäre doch einen Versuch wert, nicht wahr?« sagte John Sinclair.

»Allerdings«, erwiderte Suko. »Tut mir leid, daß ich dir in keiner Weise unter die Arme greifen kann. Verdammt, in einer so verzwickten Lage habe ich mich schon lange nicht mehr befunden.«

»Kein Grund zum Verzweifeln, Suko. Ich hau' dich raus, das verspreche ich dir!«

»Hoffentlich kannst du Wort halten. Oxoran wird sich vermutlich nicht mehr lange Zeit lassen…«

»Womit?« fragte John.

»Mit meiner Hinrichtung!«

***

Zwanzig Häuser sah ich mir aus nächster Nähe an. Ich nahm sie so gründlich wie möglich unter die Lupe, prüfte ihre Mauern und Türen nach Reststrahlungen des Bösen, konnte aber keine Suren von Schattenwesen entdecken. Mir war klar, daß ich meinen Mund gegenüber Suko ein bißchen zu voll genommen hatte.

Denn im Moment war ich noch meilenweit von einem Erfolg entfernt.

Aber ich hatte mich absichtlich so optimistisch gegeben, um Suko moralisch aufzurichten. Was blieb ihm denn, außer der Hoffnung auf Hilfe von außen?

Zwanzig Gebäude. Mehr oder weniger abseits gelegen. Einige davon in desolatem Zustand. Die Hälfte nicht mehr bewohnt. Ich sah sie mir mit großer Gründlichkeit an, suchte verbissen nach einer Spur, doch der Erfolg stellte sich nicht ein.

Ich stand in doppelter Hinsicht unter Zeitdruck.

Niemand konnte wissen, wann die Hexen ihr verfluchtes Spiel in der Stadt fortsetzen würden.

Und kein Mensch konnte vorhersagen, wie viel Zeit meinem Freund und Partner noch gegönnt war.

Deshalb arbeitete ich mit Hochdruck. Ich ignorierte die Müdigkeit, die sich bleiern in meine Knochen stahl. Ich gönnte mir keine Verschnaufpause. Es stand einfach zuviel auf dem Spiel. Ich durfte die Hände jetzt nicht in den Schoß legen.

Als ich mich seufzend wieder in meinen grünen Pontiac setzte, schnarrte das Autotelefon. Wieder rief mich Waldo Tarum an. »Wie kommst du voran?« wollte er wissen.

»Gar nicht«, knirschte ich. »Ich kann auf der Karte zwanzig Häuser abhaken, die nicht in Frage kommen. Das ist vorläufig alles.«

»Vielleicht habe ich etwas für dich, John.«

»Heraus damit«, verlangte ich.

»Einer meiner Männer konnte einen Namen in Erfahrung bringen…«

»Wenn ich auf einen Namen scharf bin, brauche ich nur das amtliche Telefonbuch aufzuschlagen«, erwiderte ich brummig.

»Es handelt sich um einen Namen, den man mit Oxoran in Verbindung bringen kann, John.«

»Das hört sich schon besser an«, gab ich zurück.

»Merk ihn dir: Toby Bannings. Das ist ein alter Herr. Zwischen achtzig und scheintot. Er war früher einmal als Geisterseher und Medium bekannt. Angeblich weiß er eine ganze Menge über Oxoran.«

»Ich hoffe, er lebt noch.«

»Das hoffe ich auch«, sagte Waldo.

»Und wo wohnt der Knabe?«

Waldo Tarum nannte mir die Adresse des Greises. Bannings war am nördlichen Stadtrand zu Hause. Ich machte mich sogleich auf den Weg dorthin.

Vielleicht war Toby Bannings meine große Chance in diesem Höllenpoker. Wenn er wirklich soviel über Oxoran wußte, wie Waldo behauptet hatte, dann konnte mir der Alte möglicherweise auch verraten, wo Oxorans Haus stand.

Während ich Montreal durchquerte, ging die Sonne allmählich unter. Sie ließ ihre goldenen Strahlen noch einmal kurz auf den Dächern der Gebäude tanzen und überließ dann dem Abend das Revier.

Bannings Haus war ein besserer Schuppen. Das Dach war mehrmals geflickt. Von den Fensterläden blätterte der Lack ab. Fliederbüsche und Ginstersträucher schirmten das Gebäude von der Straße ab.

Ich ging über Betonplatten, die in regelmäßigen Abständen im Gras lagen, auf den Hauseingang zu. Die Glocke funktionierte nicht. Ich klopfte. Daß Toby Bannings zu Hause war, wußte ich.

Ich hatte zwei erhellte Fenster bemerkt.

Er kam mit schlurfenden Schritten zur Tür. Ich zückte meinen Sonderausweis. Die Tür öffnete sich, und ich erblickte einen gebückten Mann mit schiefem Rücken und nach vorn hängenden Schultern.

Er war kahl, und er war so häßlich, daß er mit seinem Gesicht den mutigsten Hund erschrecken konnte. Speichel glänzte auf seinen bläulichen Lippen. Er hatte dunkle Ringe unter den hervorquellenden Augen, seine Nase war ein wahrer Geierschnabel, und seine Finger waren gichtig und knotig.

Er stützte sich auf einen dicken Stock. Es kostete ihn einige Mühe, zu mir aufzuschauen.

Er warf einen Blick auf meinen Ausweis, während ich ihm sagte, weshalb ich zu ihm gekommen war.

Er nickte, zog die Mundwinkel nach unten, als würde er mich verachten, machte dann eine einladende Handbewegung und sagte mit einer Stimme, die unglaublich hohl klang und überhaupt nicht zu diesem klapprigen Männchen paßte: »Treten Sie ein, Sinclair.«

In der Diele hing ein Kruzifix an der Wand, das fast so groß war wie Toby Bannings.

Der Greis wies darauf. »Es hält das Böse von mir fern.«

»Hatten Sie schon mal Kontakt mit dem Bösen?« fragte ich ihn.

Er nickte fest. »Häufig sogar. Früher… Ich schwebte mehr als einmal in Lebensgefahr.«

Er führte mich in ein Wohnzimmer, das einer Räuberhöhle glich. Der Teppich schlug Wellen wie die See bei Windstärke zehn. Die Abfälle lagen neben dem Mülleimer.

Auf der Anrichte türmten sich Bannings Habseligkeiten. Aber der Greis war nicht rückständig. Er besaß ein Transistorradio und einen tragbaren Schwarzweißfernseher.

»Oxoran und seine Satansweiber sind wieder aktiv geworden, nicht wahr?« sagte der Alte. Er bewies damit, daß er informiert war.

»Ja«, erwiderte ich. »Inspektor Tarum hat mir gesagt, daß Sie eine Menge über Oxoran wissen.«

»Das kann man wohl sagen.«

Toby Bannings bot mir Platz an. Er musterte mich mit seinen hervorquellenden Augen eingehend. Vermutlich versuchte er, mich einzuschätzen. Auf seinem Gesicht erschienen Zweifel. Er traute mir anscheinend nicht zu, mit Oxoran fertig zuwerden. Er traute es wahrscheinlich keinem Menschen zu.

»Sie wollen gegen Oxoran kämpfen, junger Freund?« fragte er mich.

»Das ist meine Absicht.«

»Er wird Sie töten. Er tötet alle, die sich ihm in den Weg stellen.«

»Ich fürchte ihn nicht, Mister Bannings.«

»Ihr Mut in allen Ehren, Sinclair, aber…«

»Oxoran ist nicht der erste Höllengünstling, mit dem ich mich anlege. Es ist mein Job, gegen dieses Geschmeiß zu kämpfen. Mein Beruf hat mir den Beinamen Geisterjäger eingebracht. Ich kann mich meiner Haut wehren, Mister Bannings.«

»Sie sind jung und kräftig, und Sie scheinen sehr viel Mut zu haben.«

»Ich habe auch manchmal Angst«, gestand ich.

»Wer nicht?« meinte Bannings. Er setzte sich ebenfalls. »Um mit Oxoran fertig zuwerden, braucht es mehr als Mut und Kraft, Sinclair.«

Ich wurde unruhig. Der Greis wollte mich von meinem Vorhaben abbringen. Doch ich ließ mich nicht beeinflussen. Ich wollte endlich etwas über Oxoran erfahren.

»Hören Sie, Bannings«, sagte ich deshalb entschieden. »Ich lasse mich von nichts und von niemandem davon abhalten, gegen Oxoran anzutreten…«

»Es wäre schade um Sie, Sinclair…«

»Es wäre auch schade um meinen chinesischen Freund und Partner Suko«, erwiderte ich schnell. »Der befindet sich nämlich in Oxorans Gewalt, und wenn ich nicht noch heute den entscheidenden Schritt tue, kann es sehr leicht sein, daß mein Freund verloren ist. Das ist nur ein Grund von vielen, weshalb ich Oxoran das Handwerk legen möchte.«

Der Greis klemmte seinen Stock zwischen die Knie und hob seine gichtigen Hände. »Es war meine Pflicht, Sie zu warnen, Sinclair.«

»Okay. Dieser Pflicht ist Genüge getan. Erzählen Sie mir nun, was Sie über Oxoran wissen.«

»Er trieb schon einmal in unserer Stadt sein Unwesen.«

»Das ist mir bekannt. Vor über zwanzig Jahren.«

»Ja«, sagte Toby Bannings. »Er und seine Hexenweiber knechteten die Menschen. Sie bekämpften das Reine und hatten die volle Unterstützung der Hölle bei ihrem Treiben. Doch eines Tages wollte sich ein mächtiger Dämon in Montreal einnisten. Er wollte die Stadt zu seinem Revier machen. Oxoran hatte jedoch nicht die Absicht, Montreal zu verlassen. Sie begannen, sich zu bekriegen. Mehrere Wochen tobte ein furchtbarer Kampf. Dann war die Sache entschieden. Oxoran unterlag dem mächtigen Dämon. Seine Hexen retteten sich in die Körper neugeborener Kinder…«

Genau, wie ich gedacht hatte, fuhr es mir durch den Kopf.

»… Oxoran verschwand von der Bildfläche«, fuhr Toby Bannings fort. »Es hieß, daß der Dämon ihn zwar nicht vernichten, aber ziemlich schwächen konnte…«

Ich erwähnte Oxorans Grab, zu dem mich Waldo Tarum geführt hatte.

Toby Bannings nickte mit finsterer Miene. »Oxorans Geist trennte sich damals vom Körper, um beweglicher zu sein. Irgend jemand hat den Körper begraben. Aber der geschwächte Geist lebte weiter…«

»Wovon werden Oxoran und seine Hexen am Leben erhalten?« fiel ich dem Greis ins Wort.

»Im Keller seines Hauses befindet sich ein Tisch, der mit magischen Symbolen versehen ist…«

»Solange es diese Symbole gibt, wird es auch Oxoran und seine Furien geben, nicht wahr?« sagte ich eifrig.

»So ist es«, bestätigte mir Toby Bannings.

»Mit anderen Worten, wenn man Oxoran samt Anhang vernichten will, muß man sich auf diese Symbole konzentrieren und sie zerstören.«

»Das ist richtig«, sagte Bannings. »Aber bisher hat das noch kein Mensch geschafft.«

Meine Augen verengten sich. »Dann wird es Zeit, daß es endlich einmal jemandem gelingt.«

»Diese Symbole sind gefährlich, Sinclair.«

»Das weiß ich. Sie wären meinem chinesischen Partner beinahe zum Verhängnis geworden.«

»Sie vereinigen die Kraft des Bösen in sich.«

»Ich werde diese Kraft brechen!« sagte ich grimmig. »Was ist aus dem Dämon geworden, der Oxoran besiegt hat?«

»Der hat sehr bald sein Interesse an Montreal verloren, ist weitergezogen. Niemand weiß, wohin.«

»Glück für Montreal«, sagte ich.

»Ja. Glück für Montreal. Aber nun ist Oxoran wieder zu Kräften gekommen. Er hat seine Hexen zu sich gerufen, und sie haben bereits wieder mit Hölleneifer losgelegt.«

Ich erhob mich. »Ich werde sie in die Schranken weisen, Mister Bannings.«

Der Greis wiegte bedenklich den Kopf. »Hoffentlich übernehmen Sie sich da nicht, Sinclair.«

»Dann habe ich es wenigstens versucht«, gab ich ernst zurück. »Jetzt möchte ich von Ihnen nur noch eines wissen, Mister Bannings.«

»Was?«

»Wo steht das Haus, in dem sich Oxoran verborgen hält?«

Er sagte es mir und beschrieb mir den Weg dorthin. Ich blieb keine Minute länger in seinem Haus. Das Ziel war in greifbare Nähe gerückt, und ich hatte die Absicht, einen kraftvollen Endspurt hinzulegen.

Mit festen Schritten durchquerte ich den kleinen Vorgarten. Ich erreichte meinen Pontiac.

Plötzlich signalisierte mir mein sechster Sinn Gefahr.

Ich griff sofort zur Beretta und schwang herum.

Und da sah ich es wieder, das Gesicht, das meinen Freunden und mir auf dem Friedhof erschienen war…

Er stand reglos auf dem Bürgersteig. Lang und hager. Schmaler Kopf, schlohweißes Haar, bernsteinfarbene Augen, die mich wieder hasserfüllt anstarrten. Er wollte mich anscheinend nicht mehr länger ungehindert schalten und walten lassen.

Er hatte die Absicht, mir Einhalt zu gebieten.

Mir war diese Begegnung sehr recht. Endlich hatte ich es nicht mehr bloß mit seinem Namen, sondern mit ihm selbst zu tun.

Er ließ sein kräftiges Raubtiergebiss blitzen. Höhnisch fragte er: »Hast du endlich alles in Erfahrung gebracht, Sinclair?«

»Ja, das habe ich!« erwiderte ich hart.

»Du warst verdammt hartnäckig.«

»Das ist so meine Art.«
»Bist ein tüchtiger Knabe, Sinclair. Aber leider nicht tüchtig genug.«
Ich schob mein Kinn vor. »Wer sagt das?«
»Ich werde dich töten, Sinclair!« knurrte Oxoran. »Und nach dir wird dein plattgesichtiger Freund Suko sich auf den Weg in die Hölle machen.«
»Wir werden dich beide überleben, Oxoran«, stieß ich kalt hervor. Mein Daumen entsicherte die Waffe. Der Dämon setzte sich in Bewegung, kam auf mich zu. Ich ließ ihn auf vier Yards herankommen und drückte dann ab.
Die geweihte Silberkugel stanzte ihm ein Loch in die Stirn. Er faßte sich mit beiden Händen an den Kopf, torkelte, röchelte, drehte sich um die eigene Achse und fiel dann auf die Knie.
Ein heftiges Zittern ging durch seinen Körper, und einen Augenblick später war er nicht mehr zu sehen. Ich starrte ungläubig auf den Fleck, wo Oxoran gerade noch gelegen hatte.
Ich konnte nicht begreifen, daß es so einfach gewesen sein sollte, ihn zu besiegen. Nach alldem, was ich über ihn in Erfahrung gebracht hatte, schien er es mir ein bißchen zu einfach gemacht zu haben.
Ich wagte es deshalb noch nicht, mich über den Erfolg zu freuen.
Und daran tat ich gut, denn plötzlich hörte ich ein gemeines Lächeln hinter mir. Ich wirbelte herum. Da stand er wieder. In voller Lebensgröße.
»Hast du gedacht, Sinclair!« höhnte er. »Aber so leicht wirst du mit mir nicht fertig!«
Er kam wieder auf mich zu.
Ich feuerte ein zweites mal auf ihn. Er zerplatzte, nachdem ihn meine Kugel hochgerissen und in der Luft herumgedreht hatte. Aber er wuchs sofort wieder an einer anderen Stelle aus dem Boden.
Achtmal wiederholte sich diese Schreckenszene. Dann war das Magazin meiner Beretta leer. Darauf schien es Oxoran angelegt zu haben, denn nun konnte ich seinen Vormarsch nicht mehr stoppen.
Mit mordlüsternen Zügen kam er auf mich zu. Er sah zwar steinalt aus, aber er verfügte über die Kräfte von zehn jungen Männern – und die setzte er nun gegen mich ein.
Er drosch mir die Beretta aus der Hand, schlug mit der Faust gegen meinen Rippenbogen, und aus meinen Lungen entwich die Luft. Ich prallte gegen den Pontiac, versuchte, den Hexenmeister zu unterlaufen, mußte aber einen Schlag einstecken, der mich furchtbar durchschüttelte.
Ich war einen Augenblick benommen.
Oxoran setzte sofort nach. »Ich bring' dich um, Sinclair!« fauchte mein Gegner. »Du hast es gewagt, dich gegen mich zu stellen! Dafür kriegst du nun deine Strafe!«

Es gelang mir, zwei von seinen Schlägen abzublocken. Ich schaffte sogar einen blitzschnellen Konterangriff, doch Oxoran steckte die Treffer wie Mückenstiche weg.

Und dann kam sofort wieder er zum Zug. Ein Aufwärtshaken riß mich von den Beinen. Ich knallte neben dem Pontiac auf die Schulterblätter, konnte Oxoran nur noch wie durch einen trüben Schleier erkennen.

Er streckte mir seine Hände mit gespreizten Fingern entgegen. »Jetzt!« hörte ich ihn keuchen. »Jetzt kommt dein Ende, Sinclair!«

Es sah tatsächlich so aus, als könnte er seine Worte wahrmachen. Ich war wie gelähmt, trotzdem kämpfte ich verzweifelt gegen die gefährliche Schwäche an. Ich mobilisierte meine restlichen Kräfte.

Es waren leider nicht mehr viele, aber sie reichten aus, um mich aus Oxorans Würgegriff im letzten Augenblick zu befreien.

Ich rollte mich zur Seite. Seine Hände schossen ins Leere.

Verdammt, ich hatte mir diese Begegnung gewünscht, und jetzt, wo es dazu gekommen war, wurde ich diesem Satansbraten nicht Herr. Benommen quälte ich mich hoch.

Ich versuchte, meinen Gegner mit Bannsprüchen zu irritieren. Er schüttelte wutschnaubend den Kopf und fauchte: »Damit erreichst du nichts bei mir, Sinclair. Ich kenne deine Tricks, und ich habe mich beizeiten gegen sie gewappnet!«

Er wollte sich erneut auf mich stürzen.

Ich riß die Fäuste hoch. Plötzlich ging ein kräftiger Ruck durch seinen Körper. Er erstarrte mitten in der Bewegung. Wut und Haß verzerrten sein Gesicht. Ich konnte mir diese Reaktion nicht erklären.

Sein Antlitz überzog sich mit giftigem Grün. Er fauchte wie ein Tier und schlug mit den Händen in die Luft. Mit einer Wildheit sondergleichen kämpfte er gegen Einflüsse an, die ihm schwer zu schaffen machten. Ich hatte damit nichts zu tun. Dennoch war ich froh, daß es dazu gekommen war.

Eine geheimnisvolle Kraft zerrte an Oxorans Gesicht. Seine Wangen blähten sich. Er schwankte und heulte. Er hielt seine Hände zitternd vor die Augen, und jetzt erst erblickte ich die dolchartigen Vampirzähne in seinem Mund.

Er hatte es auf mein Blut abgesehen! Das Blut seines erbittertsten Feindes. Es sollte ihn stärken.

Doch warum hatte er sein Vorhaben aufgegeben? Röchelnd wich Oxoran zurück. Vor mir? Das konnte ich mir nicht vorstellen. Ich hatte nichts in meinen Fäusten, womit ich den Höllenbastard verscheuchen konnte.

Es mußte etwas sein, das sich hinter mir befand. Ich drehte mich hastig um und sah das große Kruzifix, das mir in Toby Bannings’ Diele aufgefallen war. Der alte Mann trug es mit erhobenen Händen. Mit

starrer Miene kam er Schritt um Schritt näher.
Und Oxoran wich vor dem Kreuz Schritt für Schritt zurück.
Bis er den Anblick des Kruzifix’ nicht mehr ertragen konnte.
Heulend, knirschend und fauchend löste er sich in der Dunkelheit auf. Ich vernahm seine Stimme, die mir aus der Finsternis entgegenhallte. »Freu dich nicht zu früh, Sinclair. Wir sehen uns ein andermal wieder, und dann entkommst du mir nicht mehr!«
Ich hob meine Beretta auf.
»Geht es Ihnen gut, Sinclair?« erkundigte sich Toby Bannings, der mir zweifellos das Leben gerettet hatte. Er ließ das schwere Kreuz ächzend sinken.
»Ich bin schon wieder in Ordnung«, sagte ich zu dem Greis. »Ich danke Ihnen. Sie haben sehr viel für mich getan.«
Toby Bannings blickte mich besorgt an. »Glauben Sie immer noch, daß Sie mit diesem Teufel fertig werden können?«
Ich lächelte kurz. »Sie haben mir gezeigt, womit man ihn besiegen kann. Ich denke, daß ich ihn beim zweitenmal schaffen werde.«
Toby Bannings schüttelte seufzend den Kopf. »Sie sind unbelehrbar, Sinclair.«
Ich nickte grimmig. »O ja, das bin ich. Speziell dann, wenn es darum geht, einem Freund das Leben zu retten!«

***

Ich rief während der Fahrt zu Oxorans Haus wieder Suko. Der Chinese wußte bereits, was ich erlebt hatte. Oxoran war heimgekommen und hatte es wütend seinen drei Hexen berichtet.
»Sie sind nebenan«, teilte mir Suko mit. »Sie beschwören die Mächte des Bösen. Sie wollen von der Unterwelt mehr Kraft erbitten. Oxoran ist zuversichtlich, daß er sie erhalten wird. Schließlich würde er sie ja dafür einsetzen, um das Böse weiter in der Stadt zu verbreiten.«
Ich erzählte meinem Freund von Toby Bannings. Suko erfuhr alles, was der Greis mir über Oxoran und seine Hexenweiber berichtet hatte.
Abschließend sagte ich: »Ich weiß jetzt, wo Oxoran dich gefangen hält. Ich kenne das Haus.«
»Befindest du dich bereits auf dem Weg hierher?« fragte mich Suko erfreut.
»Ja«, antwortete ich.
»Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich mich nach einem Wiedersehen mit dir sehne, Partner.«
Ich lachte blechern. »Das kann ich mir denken. Schließlich hole ich deinen Hals aus der Schlinge.«
»Mann, wird das für mich ein Freudenfest, wenn wir diese Brut zur Hölle schicken.«
»Noch sind wir nicht soweit«, sagte ich ernst.

»Aber die Stunde wird kommen…«

»Hör zu, Suko, ich möchte, daß du dich absolut still verhältst. Unternimm auf gar keinen Fall einen zweiten Fluchtversuch. Gib dich lammfromm. Provoziere Oxoran und seine Furien nicht, sonst fallen sie über dich her, und ich kann möglicherweise nichts mehr für dich tun. Du darfst jetzt kein Risiko mehr eingehen, hast du mich verstanden?«

»Klar hab' ich das.«

»Wirst du dich auch daran halten?«

»Melde dich wieder, wenn du auf Sichtweite an das Haus herangekommen bist, okay?«

»Okay.«

»Vielleicht können wir dann auf die Schnelle einen Schlachtplan zusammenbasteln«, sagte Suko, und ich schaltete das Funksprechgerät ab.

Fünfzehn Minuten später erblickte ich das Gebäude. Die Zentrale des Bösen. Von hier ging all das Grauen aus. Hier nahm Oxoran Zuflucht, wenn er neue Bosheiten ersinnen wollte. Dies war das Haus des Schreckens, in dem mein Freund und Partner gefangengehalten wurde.

Ich ließ den Pontiac in sicherer Entfernung ausrollen, stieg aus, begab mich zum Kofferraum, klappte den Deckel auf und öffnete gleich darauf meinen Spezialkoffer, um mich für den bevorstehenden Einsatz auszurüsten.

Eine unheimliche Stille umgab Oxorans Haus.

An Bäumen und Sträuchern bewegte sich kein Blatt. Keines der Fenster war erhellt. Ich entdeckte mehrere eingeschlagene Fensterscheiben. Das Spukhaus erweckte den Eindruck, als würde es seit vielen Jahren nicht mehr bewohnt.

An den grauen Wänden rankte sich Efeu nach oben. Wie schwarze Augenhöhlen starrten mir die Fensteröffnungen entgegen. Auf dem Weg, der zum Hauseingang führte, wucherte kniehohes Unkraut.

Ich nahm das Sprechfunkgerät. »Suko?«

»Ich bin immer noch hier«, antwortete mein chinesischer Freund sofort. Klar und deutlich kam seine Stimme aus dem Gerät. Ich war froh, daß er seine gute Laune wiedergefunden hatte.

Und ich wäre noch froher gewesen, wenn ich die Hürde bereits überwunden gehabt hätte.

»Wie sieht's bei dir im Keller aus?« erkundigte ich mich.

»Sie führen ein Zwiegespräch mit Asmodis. Alle vier sind hier unten versammelt. Weißt du, wie wir gegen sie vorgehen werden? Sobald du im Haus bist, gibst du mir ein Zeichen. Dann fange ich an, Radau zu schlagen. Auf diese Weise werde ich ihre Aufmerksamkeit auf mich lenken, und du kannst inzwischen unbemerkt in den Keller

eindringen.«
»Einverstanden«, sagte ich.
»John…«
»Ja, Suko?«
»Keine Panne, wenn ich bitten darf, sonst zerfleischen mich diese Biester.«
»Keine Panne«, sagte ich gepreßt. »Du kannst dich auf mich verlassen.«
Ich steckte das Funkgerät ein und näherte mich gebückt und im Laufschritt dem Haus des Hexenmeisters. Oxoran schien sich so sicher zu sein, daß er es nicht der Mühe wert gefunden hatte, an Fenstern und Türen irgendwelche magischen Sicherungen und Fallen anzubringen.
Ein Vorteil für mich.
Ich glitt an der grauen Hausmauer entlang und erreichte ein eingeschlagenes Fenster, dessen glasloser Flügel mir entgegenragte, als wollte er mich aufhalten. Für mich war dies eine Aufforderung, hier einzusteigen.
Ich nahm sie sofort an.
Ein Sprung. Ein Klimmzug. Gleich darauf rutschte ich bäuchlings über die Fensterbank. Augenblicke später befand ich mich in Oxorans Haus. Mein Blut kühlte merklich ab.
Ein unangenehmes Gefühl ergriff mich. Ich durfte keinen einzigen Fehler machen, sonst gab es eine Katastrophe. Dann war Suko nicht mehr zu retten. Auch mich würde im wahrsten Sinne des Wortes der Teufel holen. Und danach würde es niemanden mehr geben, der für Montreal noch etwas tun könnte.
Meine Augen gewöhnten sich rasch an die Dunkelheit.
Ich huschte durch den Raum, in dem ich mich befand. Alte Möbel standen herum. Ich sah sie stets früh genug, um ihnen auszuweichen.
Ich war mir meiner großen Verantwortung vollauf bewußt.
Das Schicksal einer ganzen Stadt lastete auf meinen Schultern. Wenn es mir nicht gelang, Oxoran und seine Hexen auszuschalten, würde diese Höllenbrut ein Inferno entfesseln, wie es die Welt noch nicht erlebt hatte.
Montreal würde in einen feuerlodernden Abgrund stürzen – und nach Montreal würde Toronto drankommen, und danach vielleicht Quebec oder Ottawa…
Oxorans Gier würde wachsen.
Er würde mehr, immer mehr Macht besitzen wollen – und wer sollte diesem Machtstreben dann noch Einhalt gebieten?
Der Aufstand des Bösen mußte im Keim erstickt werden. Eine andere Möglichkeit gab es nicht, Oxoran Herr zu werden.
Meine Hand legte sich vorsichtig auf den Türknauf. Ich drehte ihn

behutsam. Die Tür ließ sich nur geräuschvoll öffnen. Ich sah die Kellertreppe.

Ich verharrte einen Augenblick vollkommen reglos und lauschte. Gemurmel. Wortfetzen. Frauenstimmen.

Ich näherte mich mit klopfendem Puls der Kellertreppe. Bevor ich meinen Fuß auf die erste Stufe setzte, öffnete ich mein Hemd. Ich trug mein geweihtes Silberkreuz um den Hals.

Ich hatte erlebt, was für eine erstaunliche Wirkung Toby Bannings' Kruzifix erzielt hatte, und ich hoffte, mit meinem Silberkreuz denselben Erfolg zu erzielen.

Meine Rechte glitt zum Gürtel. Ich holte die Axt heraus, die ich meinem Spezialkoffer entnommen hatte. Sie hatte auf der einen Seite eine rasiermesserscharfe Schneide und war auf der anderen Seite glatt und klobig wie ein schwerer Hammer.

Der Griff der Axt war aus reinem Silber, mit Zeichen der Weißen Magie versehen.

Damit wollte ich die magischen Zeichen, von denen Oxoran und seine Hexen ihre Kraft bezogen wie aus einem dämonischen Jungbrunnen, zertrümmern.

Ich machte den ersten Schritt. Dann den zweiten. Meine Züge strafften sich. Deutlich merkte ich, wie sich meine Nerven anspannten. Immer wieder sagte ich mir, daß uns allen der geringste Fehler zum Verhängnis werden konnte.

Schließlich gelang es mir aber, diesen störenden Gedanken ins Unterbewusstsein zu verdrängen. Auf diese Weise schaffte ich es, meine Nerven spürbar zu entlasten.

Die Kellertreppe machte einen Knick.

Jetzt sah ich eine Tür. Sie war geschlossen. Durch ihre Ritzen fiel ein rotglühender Schein. Die Stimmen waren nun schon wesentlich deutlicher zu hören. Oxoran sprach in einer mir fremden Sprache, und die Hexen wiederholten jedes seiner Worte.

Ich setzte mich noch einmal mit meinem chinesischen Partner in Verbindung. »Suko!« flüsterte ich ins Mikrophon.

»Wo bist du?« wollte mein Freund wissen.

»Wenn ich meinen Arm ausstrecke, müßte ich dir eigentlich schon das Haar zerzausen können. Bist du bereit?«

»Und wie. Ich kann es kaum noch erwarten…«

»Na schön, dann fang in einer Minute an!« sagte ich und schob das Funkgerät wieder in die Tasche.

Während ich langsam bis sechzig zählte, schlich ich die restlichen Stufen hinunter. Suko zählte jetzt ebenfalls. Gleich würde er losbrüllen. Dann wurde es Zeit für mich, mein Können zu beweisen.

Die Sekunden verrannen wie zähflüssiger Sirup.

Ich war auf dem Sprung!

***

»Siebenundfünfzig, achtundfünfzig, neunundfünfzig, sechzig!« murmelte Suko in seiner Zelle.

Er wandte sich der Tür zu und schlug mit den harten Karatefäusten kraftvoll dagegen. »He! Ihr da draußen!« schrie er, so laut er konnte. »Will sich denn nicht endlich jemand von euch um mich kümmern? Ich habe Hunger. Ich habe Durst! Ich will hier raus!«

Oxoran zuckte wütend hoch. Er war über den Tisch mit den magischen Zeichen gebeugt gewesen. Er hatte starr in das Feuer geblickt und mit dem Fürsten der Finsternis Zwiesprache gehalten.

Für mehr Macht hatte Oxoran dem Höllenfürsten mehr böse Taten versprochen. Und Asmodis hatte ihm erklärt, daß er diese Bitte weiterleiten würde. Und zwar an jene Person, die dafür gesorgt hatte, daß Oxoran wiedererstarkte…

Sobald Sukos Ruf durch den Keller hallte, verschwand die Fratze des Höllenfürsten.

Oxoran stampfte mit dem Fuß zornig auf. »Verflucht noch mal, wer wagt es, mein Gespräch mit Asmodis zu stören?«

»Suko!« zischten die Hexen.

»Verdammt, ich will aus diesem nassen Loch raus!« schrie der Chinese.

Oxoran fletschte die Zähne. »Er hat die Frechheit, etwas zu verlangen!«

»Die Prügel haben wohl noch nicht ausgereicht«, sagten Ann und Gwendy.

»Nun gut, dann holt ihn heraus. Er soll seinen Willen haben. Werft ihn hier vor mir auf den Boden und peinigt ihn bis aufs Blut. Setzt ihm so arg zu, bis er um seinen Tod winselt!«

Das ließen sich die Hexen nicht zweimal sagen. Sie kreischten vor Vergnügen, jagten durch den Keller und rissen die Tür auf, hinter der Suko brüllte. Sie packten ihn mit ihren scheußlichen Pranken.

»Nehmt eure Finger von mir, ihr Biester!« schrie Suko wütend.

Sie rissen ihn mit sich.

»Haut ab, ihr Drecksweiber!« brüllte Suko.

Sie stießen ihn vor sich her.

Er erblickte Oxoran. »Hast du das angeordnet, du altes Scheusal?« rief Suko unerschrocken.

Oxoran wies wütend auf den Boden. »Auf die Knie mit ihm!«

Die Hexen wollten Suko niederwerfen, doch der hünenhafte Chinese schlug und trat mit aller Kraft um sich. Er erwischte Cora, riß sie hoch und schleuderte sie gegen die Wand.

Cora heulte zornig auf. Sukos Karatefaust traf Ann. Die Hexe torkelte zurück.

»Auf die Knie mit ihm!« wiederholte Oxoran.

»Versuchs doch selbst mal, du halbe Portion!« schrie Suko.
Eine Hexenfaust traf seinen Nacken. Sofort raste ein glühender Schmerz über seine Wirbelsäule. Er schraubte sich herum und schlug aus der Drehung heraus zu. Gwendy taumelte getroffen zur Seite.
Doch schon griffen Cora und Ann wieder zu. Wilder und gefährlicher als beim erstenmal. Ihre Krallen verletzten den Chinesen. Er kämpfte heldenhaft, doch er machte sich nichts vor.
Diese Biester waren ihm weit überlegen.
Wenn ihm nicht bald John Sinclair zu Hilfe kam, würde er hier mit fliegenden Fahnen untergehen…

***

Jetzt! befahl ich mir. Ich hörte den Kampflärm. Ich hörte das Gekreische der Hexen, hörte Suko brüllen und hörte, was Oxoran schrie. Suko würde dieser dämonischen Übermacht nicht allzu lange trotzen können.
Ich mußte eingreifen.
In diesem Augenblick!
Blitzschnell öffnete ich die Tür. Ich tat es so leise wie möglich. Oxoran merkte nichts davon. Er kehrte mir den Rücken zu, beobachtete, wie Suko mit den Hexen kämpfte.
Ich überblickte die Situation.
Dort stand der Tisch, auf dem die magischen Symbole zu pulsieren begannen. Sie waren auf meine Anwesenheit aufmerksam geworden. Nur sie. Die Hexen und Oxoran hatten noch keine Ahnung, daß ich mich im Keller befand.
»Verflucht noch mal, ist es denn so schwierig, diesen Zwerg auf die Knie zu zwingen?« schrie Oxoran gereizt.
Suko wehrte sich tapfer.
Er schmetterte Cora nieder, löste sich von Ann und Gwendy und hetzte atemlos durch den Raum. Da stellte sich ihm Oxoran in den Weg. »Hier kommst du nicht lebend raus, Chinese!« knurrte der Hexenmeister.
»Wetten doch?« erwiderte Suko und schickte seine Rechte auf die Reise.
Oxoran wich der Faust jedoch geschickt und blitzschnell aus. Er schlug nun seinerseits hart zu.
Suko konterte.
Ein schriller Wutschrei, ausgestoßen von drei Weiberkehlen, irritierte Oxoran. Dadurch schaffte es mein chinesischer Freund, an Oxoran vorbeizukommen. Die Hexen hatten mich erblickt.
Zornig hatten sie aufgeschrieen.
Oxoran wirbelte herum. Seine bernsteinfarbenen Augen wollten mich durchbohren.

Suko erreichte mich in diesem Moment. Sein Gesicht war von Schrammen und Schwellungen übersät. Er grinste schief und stieß hastig hervor: »Willkommen im Keller des Schreckens, Geisterjäger!«

»Sinclair!« brüllte Oxoran außer sich vor Wut.

»Erstaunt, mich so schnell wiederzusehen?« fragte ich den Hexenmeister giftig.

»Du bist ein Narr, Sinclair! Du mußt verrückt sein, hier herzukommen!«

»Ich werde dich und diese geifernden Weiber zur Hölle schicken, Oxoran!«

»Wahnsinniger!« schrie dieser und lachte heiser. »Hast du immer noch nicht begriffen, daß du mir unterlegen bist?«

»Ich werde dir das Gegenteil beweisen!« sagte ich und machte einen Schritt auf Oxoran zu.

Er wollte sich sogleich auf mich stürzen. Doch da fiel sein Blick auf mein geweihtes Silberkreuz, und er erstarrte sofort in der Bewegung. Ich griff nach dem Kreuz und hielt es ihm mit der linken Hand entgegen.

Die Kraft des Guten bohrte sich in ihn und folterte ihn. Er war gezwungen zurückzuweichen. Dabei stieß er schaurige Tierlaute aus. Und er heulte wie ein verwundeter Wolf.

Seine Hexen drängten sich zitternd aneinander.

Auch sie konnten sich gegen die Ausstrahlung des heiligen Symbols nicht durchsetzen.

Oxoran wies auf das Kreuz. Krächzend schrie er: »Das ist keine Waffe, mit der du mich besiegen kannst, Sinclair!«

»Aber es ist eine Waffe, die dir schwer zusetzt!« gab ich hart zurück.

»Du legst es doch darauf an, mich zu vernichten. Damit schaffst du's nicht!«

Ich ging vorsichtiger weiter.

»Damit kannst du Montreal nicht retten, Sinclair!« fauchte der Hexenmeister.

»Ich wette dagegen!« sagte ich frostig.

»Dich wird in diesem Keller dein Schicksal ereilen!«

»Nein, Oxoran. Umgekehrt wird es sein. Du wirst sterben – und dieses Hexenpack wird mit dir zur Hölle fahren.«

Suko rief mir plötzlich eine Warnung zu: »Vorsicht, John!«

Oxoran lachte schrill auf. Er setzte seine ganze Hoffnung auf seine Wunderwaffe: die magischen Symbole, die ein gefährliches Eigenleben führten. Sie hatten sich gewölbt, hatten grell zu leuchten angefangen, hoben nun vom Tisch ab, schwebten senkrecht in der Luft und schossen einen heißen Feuerstoß auf mich ab.

Die grelle Lohe raste auf mich zu.

Ich hielt ihr das geweihte Silberkreuz entgegen und erreichte auf

diese Weise, daß sich die Flammenlanze spaltete und links und rechts von mir vorbeisauste, ohne mich zu treffen.

Als Oxoran das sah, brüllte er vor Wut so laut, daß die Wände bebten. Ich kümmerte mich nicht mehr um ihn und um seine Hexen. Mein wahrer Gegner war dieses lebende Satanszeichen.

Wenn ich es zerstörte, vernichtete ich damit gleichzeitig auch die Hexen und ihren Meister. Blitze rasten mir entgegen.

Auch sie verfehlten mich, denn das geweihte Silberkreuz lenkte sie ab. Sie zischten grell durch den Keller und prallten gegen die Wand.

Ich griff das pulsierende Zeichen an. Es wich zurück. Ich hob die Axt, um rechtzeitig zuschlagen zu können. Mit dem Kruzifix zwang ich die glühenden Symbole wieder auf den Tisch zurück.

Sie wellten sich in der Luft, sträubten sich gegen die Kraft des Guten, unterlagen jedoch, schwebten auf die glatte Tischplatte nieder und streckten sich darauf aus.

Oxoran verfolgte dieses Schauspiel starr vor Entsetzen. Er erkannte, daß er seinem Ende näher war als je zuvor.

Ich schlug mit der Hammerseite meiner Axt mit aller Kraft zu. Das Silber sauste mitten hinein in die gefährliche Symbolverbindung, die an ihren Ecken zuckend hochflatterte und dann mit einem markerschütternden Knirschen auseinanderbrach.

Mich überlief es kalt bei diesem Geräusch, das ich noch nie gehört hatte. Es schmerzte mich in den Ohren und krampfte mein Herz zusammen.

»Neiiiin!« brüllte Oxoran entsetzt.

Ich hatte kein Mitleid mit ihm. Ich wußte, daß ich ihm mit diesem einen kraftvollen Hieb den Todesstoß versetzt hatte. Ihm und seinen drei gemeinen Hexen, die innerhalb weniger Stunden die ganze Stadt in Panik und Hysterie versetzt hatten.

Gespannt wartete ich auf ihr Ende…

Zunächst zerschmolzen die magischen Zeichen. Wie brennende Phosphortropfen rollten sie über den Tisch und steckten diesen in Brand. Prasselnd leckten die Feuerzungen bis zur Decke hoch.

Und plötzlich standen auch Cora, Ann und Gwendy in Flammen.

Die brennenden Hexen stimmten ein furchtbares Geschrei an. Sie drehten sich wie Kreisel und schlugen mit ihren Armen wie verrückt um sich.

Schon nach wenigen Augenblicken fielen die brennenden Körper auseinander. Ich sah einen bleichen Knochenhaufen, der von den roten Flammen gierig aufgefressen wurde.

Nur Oxoran hatte überlebt. Er war stärker als die Hexen. Er war widerstandsfähiger.

Ich fragte mich, ob er auch ohne die unterstützende Kraft der magischen Symbole leben konnte. Er starrte mich hasserfüllt an. »Das

wirst du büßen, Sinclair!« zischte er.

Wie sollte ich ihm den Rest geben? Warum war er nicht mit seinen Hexen zur Hölle gefahren? Was nagelte ihn noch auf der Welt fest? Welche Verbindung mußte ich trennen, um ihn für immer von der Erde zu verbannen?

Da riß mich ein donnernder Krach aus meinen Überlegungen. Ich wurde von einer eiskalten Druckwelle erfaßt und zurückgeschleudert. Ich prallte gegen Suko, der mich auffing.

Und dann sahen wir ihn wieder – ihn, der Oxoran wiedererstarken ließ. Ihn, mit dem ich mich einmal verbündet hatte, um dem Schwarzen Tod, der auch sein erbittertster Feind war, das Dämonenauge zu entreißen. Das Auge, das eine der gefährlichsten Waffen des Schwarzen Tods gewesen war.[1] Ich hatte es vernichtet.

Mit seiner Hilfe.

Aber er war nicht unser Freund. Er war genauso unser Feind wie der schwarze Superdämon.

Er… Myxin, der mächtige Magier!

Myxin war von zwergenhaftem Wuchs. Er trug ein dunkelgrünes Gewand, seine Finger erinnerten an Spinnenbeine. Auf dem Kopf trug er eine Art Kappe, die sein Haar verdeckte. Sie war aus schwarzem Stoff und mit Goldfäden durchwebt.

Myxin, der mächtigste Mann des versunkenen Kontinents Atlantis.

Er hatte im Hintergrund die Fäden gezogen. Er hatte Oxoran zu neuen Kräften verhelfen, damit dieser die Macht in dieser Stadt an sich riß, was letzten Endes bedeutet hätte, daß der Magier die Stadt beherrscht hätte.

Myxin stand auf dem verkohlten Tisch.

Oxoran rang entsetzt die Hände. »Gnade!« winselte er. »Gnade, großer Myxin!«

»Du hast jämmerlich versagt!« fauchte der Magier.

»Ich habe Sinclair unterschätzt.«

»Ich habe dich vor ihm gewarnt!«

»Ja«, stöhnte Oxoran. »Ja…«

Myxin streckte die Hand nach Oxoran aus. Er riß den Hexenmeister an sich, wandte mir sein Gesicht zu und sagte: »Diese Niederlage trifft mich nicht sonderlich hart, Sinclair. Ich habe noch mehr Eisen im Feuer. Du kannst sie nicht alle zerstören!«

»Ich werde mir aber die größte Mühe damit geben!« versicherte ich dem zwergenhaften Magier, der in der nächsten Sekunde Oxoran mit sich in die Tiefen der Unterwelt fortriss, aus der es für Versager keine Rückkehr mehr gibt.

Suko legte mir seine Tatze auf die Schulter und sagte anerkennend: »Gute Arbeit, John.«

Ich entspannte mich und nickte. »Und das alles habe ich ohne Netz

gemacht.«

»Wie leicht hättest du dabei abstürzen können.«

»Das«, sagte ich, während ich mit meinem Freund die Kellertreppe hochging, »war mein Risiko…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 17 »Das Dämonenauge«